

## WAS DIESES HEFT BRINGT

<i>Poul Hartling</i> Deutschland, mit dänischen Augen betrachtet .....	196
<i>Hans Peter Johannsen</i> Dänemark, mit deutschen Augen betrachtet.....	204
<i>Heinz Schlüter</i> Pädagogische Strömungen in Deutschland – Fragen einer Schulreform .....	216
<i>Karl Gäde</i> Das Haus ist gebaut ... ..	227
<i>Palle Boelskov</i> ... das sind sie ihrem Volk und ihrer Kultur schuldig.....	232
<i>Erik Jessen</i> Es kommt vor allem auf die Lebenseinstellung an ... ..	234
<i>Johann Ohrtmann</i> Adolf Strodtmann / 1829–1879 .....	236
IN MEMORIAM / UMSCHAU .....	257

PALLE BOELSKOV, geb. 17. August 1915 in Nykøbing, Kontorchef im dänischen Unterrichtsministerium.

KARL GÄDE, Dr., Regierungsdirektor a. D., geb. 6. November 1889, seit 1927 Oberstudiendirektor der deutschen Gymnasien in Apenrade und Kopenhagen, ab 1948 Bearbeiter grenzpolitischer Fragen im Schleswig-Holsteinischen Volksbildungsministeriums, 1951 Übernahme des Grenzlandreferats in der Landeskanzlei.

POUL HÄRTLING, geb. 14. August 1914 in Kopenhagen, Rektor der N. Zahles Pädagogischen Hochschule in Kopenhagen, Folketingsabgeordneter (Venstre), Vorsitzender von Dansk Selskab.

ERIK JESSEN, Bürgermeister in Apenrade.

JOHANN OHRTMANN, geb. 1898 in Flensburg, 1920 bis 1933 Lehrer, seit 1945 im Schulaufsichtsdienst, zuletzt Oberregierungsschulrat im Kultusministerium in Kiel, seit 1963 im Ruhestand

HEINZ SCHLÜTER, geb. 12. September 1918 in Flensburg, Ausbildung an der Pädagogischen Hochschule Kiel 1937–39, Rektor der Löhmann-Schule in Flensburg, 2. Vorsitzender des Landesverbandes Schleswig-Holstein der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW).

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Den Mitgliedern werden sie frei geliefert, anderen Beziehern für jährlich 1,88 DM zuzüglich Zustellgebühren (zusammen 2,– DM). Ausgabe A nur über die Geschäftsstelle zu bestellen. Bezugspreis im Jahr 88 Pf. zuzügl. Zustellgebühren (zusammen 1,– DM). Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. — Redaktion: Ernst Beier, Flensburg, Waldstraße 40. Geschäftsstelle: Husum, Theodor-Storm-Str. 9. Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe, Flensburg

# GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

## UNSER GRENZLAND SCHLESWIG HEUTE ...

*... damit meinen wir den Raum zu beiden Seiten einer Staatsgrenze, die wir politisch für festgelegt halten, die wir wirtschaftlich aufheben, die wir geistig unterstreichen und zu einer Quelle fruchtbarer Gespräche machen möchten.*

*Unser Grenzland Schleswig heute ...*

*Ist es das Land der blauen Förden, das Land, dessen Ströme in ruhigem Fluß dem Meere zustreben und es durch ihre Wiesen so anziehend machen?*

*Ist es die Brücke bei Immerwatt?*

*Ist es der Dom in Schleswig?*

*Ist es alles das, was aufklingt, wenn der Name Gottorf fällt?*

*Ist es das Land der dänischen Gedenksteine von 1920?*

*Ist es der Grenzübergang bei Krusau – Umschlagplatz des Sozialtourismus?*

*Ist es Danfoss – oder ein großes Kornfeld?*

*Sind es die dänischen Häuslerstellen der zwanziger und dreißiger Jahre?*

*Sind es die neuen Dorf- und Stadtteile der Heimatvertriebenen im Landesteil Schleswig?*

*Ist es das Ehrenmal auf dem Knivsberg?*

*Ist es Theodor Storm oder Hans Adolph Brorson?*

*Ist es Eckersberg oder Emil Nolde?*

*Keines dieser Teile ist das Ganze! Aber jedes dieser Teile ist unlösbar zum Ganzen verbunden, ja, das Ganze ist überhaupt nur durch alle diese Teile zum Ganzen geworden. Wenn wir dies im Sinn behalten, sind wir sicher bereit, zu sagen, daß das geschichtliche Ergebnis des Lebens, des Arbeitens und des Sterbens vieler Generationen dies ist, daß nördlich der heutigen Staatsgrenze Menschen wohnen, die deutsch bleiben möchten, und daß südlich der Grenze Menschen wohnen, die dänisch bleiben möchten.*

*Das Neue aber ist dies: Der Staat, beide Staaten dulden dies – dem war nicht immer so –, ja sie fördern sogar diese Absicht der Menschen, als Deutsche oder Dänen leben zu wollen, auf dem Wege über die Gesetzgebung. Denkt man an die Köllerzeit oder die Periode der Sprachreskripte zwischen den beiden schleswigschen Kriegen, dann sind wir geneigt, von einem Fortschritt zu sprechen, und wir tun es mit Recht.*

*Denken wir aber, von heute ausgehend, an das Morgen, dann werden wir Forderungen in zweierlei Richtung stellen müssen. Einmal an die Gesetzgeber in beiden Ländern, um der Vollkommenheit der Entfaltung kulturellen Lebens näherzukommen, vor allem aber Forderungen an uns selbst, um die Forderungen des Tages zu meistern, die zu erfüllen uns aufgegeben sind.*

Aus dem Vortrag von Hans Peter Johannsen auf dem diesjährigen Deutschen Tag in Apenrade.

*Geschichte und Geographie machen Staaten zu Nachbarn. Nachbarschaft eröffnet viele Möglichkeiten. Nachbarn können gut miteinander auskommen, sie können sich gleichgültig sein, und sie können sich verfeinden.*

*In den letzten 150 Jahren war das Verhältnis zwischen Deutschland und Dänemark von zahlreichen Konflikten belastet. Heute streben beide Völker und Staaten wieder eine gute Nachbarschaft an. Sie setzt voraus, daß wir mehr voneinander wissen als bisher, und daß wir erfahren, wie der Partner sich selbst und uns sieht und beurteilt.*

Aus der Einladung zur Tagung „Dänemark und Deutschland – Nachbarn gestern, heute und morgen“ Anfang November in der Grenzakademie Sankelmark.

*Die Vorträge der Zusammenkunft deutscher und dänischer Lehrer  
in Flensburg am 26. Oktober 1964*

*Der Grenzfriedensbund hatte in Verbindung mit Danmarks Lærereforening und der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) deutsche und dänische Lehrer beiderseits der Grenze zu einer pädagogischen Zusammenkunft am 26. Oktober 1964 nach Flensburg eingeladen, die ein sehr lebhaftes Echo fand und nach der einmütigen Auffassung aller Teilnehmer einen überaus erfreulichen Verlauf nahm.*

*Auftakt der Zusammenkunft war ein Unterrichtsbesuch in der Volksschule Ramsharde, bei dem den Teilnehmern dort erarbeitete neue Formen des Unterrichts – Gruppenunterricht, Unterricht in der Abschlußklasse des neunten Schuljahres, differenzierender Unterricht (Auflösung der Klassenverbände) – praktisch vorgeführt wurden, die bei allen Beteiligten ein außerordentlich lebhaftes Interesse fanden. Das kam in den späteren Gesprächen immer wieder zum Ausdruck mit der Anerkennung der großen Mühe, die sich der Schulleiter, Rektor Kochansky, und sein Lehrerkollegium um das Gelingen der Sache gemacht hatten.*

*Nachstehend bringen wir den im Anschluß an den Unterrichtsbesuch von Rektor Heinz Schlüter, dem 2. Vorsitzenden des Landesverbandes Schleswig-Holstein der GEW, gehaltenen Vortrag über „Pädagogische Strömungen in Deutschland – Fragen einer Schulreform“ aus Raumgründen in einer etwas gekürzten Fassung.*

*Die Vorträge des Nachmittags von Poul Härtling, Rektor der N. Zahles Pädagogischen Hochschule in Kopenhagen, über „Deutschland, mit dänischen Augen betrachtet“ und von Dr. Hans Peter Johannsen über „Dänemark, mit deutschen Augen betrachtet“ ergänzen sich gegenseitig, wobei anzumerken ist, daß es sich bei der nachstehende Wiedergabe um die deutsche Übersetzung des von Härtling in dänischer Sprache gehaltenen Vortrages handelt.*

POUL HÄRTLING

## Deutschland, mit dänischen Augen betrachtet

Lassen Sie uns mit einem Zitat eines Engländers anfangen. Der berühmte Dean Swift hat einmal gesagt: „Ich habe immer alle Nationen, Professionen und die Gesellschaft gehaßt, und meine ganze Liebe gilt dem Individuum. Z. B. hasse ich die Juristen, aber ich liebe den Rechtsanwalt sowieso und den Richter sowieso. Prinzipiell hasse und

verabscheue ich das Tier, das sich Mensch nennt, obwohl ich Johannes, Peter, Thomas usw. innig liebe.“

Wenn ich über dieses Thema sprechen soll, muß meine Rede darauf hinauslaufen, daß meine Liebe immer den einzelnen gilt. Man liebt nicht die Menschheit, man liebt nicht en bloc. Man liebt immer en detail. Wenn man deshalb Menschen insgesamt betrachtet, tritt der Haß, der Unwille, die Kritik viel deutlicher zutage. Dem Bauern im Märchen von dem kleinen Klaus und dem großen Klaus erging es so, daß ihm der Anblick von Küstern zuwider war. Man tut vielleicht gut daran, bei einer Schultagung zu bedenken, daß es einigen Menschen so ergeht. Einige mögen Sozialdemokraten nicht leiden, während andere ungern mit den Konservativen unter einem Dach sein mögen. Wenn Menschen so in Professionen, Stände, Parteien, Nationen eingeteilt werden, kommt es leicht zu einer unberechtigten Verallgemeinerung. Man betrachtet eine Gruppe von Menschen als eine unterschiedslose Masse; man überträgt all die schlechten Eigenschaften, die man z. B. vom Küster kennt – vielleicht wiederum, weil man sich mit einem oder zwei bestimmten Küstern gestritten hat –, auf den Begriff Küster, und so weiß man, wie Küster sind. Wenn man in der Welt Unfrieden stiften will und wenn man Menschen Unrecht tun will, braucht man nur zu verallgemeinern.

Wir wissen alle, daß es besonders naheliegt, zu verallgemeinern und Allgemeinurteile über Völker und Nationen zu fällen. Die Schweden sind steif und „stilvoll“, sagen wir in Dänemark. Die Spanier sind stolz, die Finnen sind bekanntlich hitzig und stechen mit Messern, die Amerikaner sind unkultiviert und materialistisch, die Schotten geizig, die Iren rothaarig und trotzig, die Juden geldgierig und listig usw. usw. Man wird erkennen, daß es in der Regel weniger schöne Eigenschaften sind, die den verschiedenen Völkern angehängt werden. Dadurch wird man selbst ja etwas besser. Wir sind keine Räuber oder Ehebrecher oder Zöllner. Wir haben nicht den ganzen Mund voller Goldzähne wie die Amerikaner, aber dafür glücklicherweise eine tausendjährige Kultur.

\*

Wenn Herr Dr. Johannsen mich gebeten hat, über „Deutschland, betrachtet mit dänischen Augen“ zu sprechen, kann ich nicht leugnen, daß dieses Thema mir viele Qualen bereitet hat. Man kann ja keine Verallgemeinerung wollen, und wenn man eine solche nicht wünscht, wie soll ich dann sagen können, wie Deutschland in unseren Augen aussieht. Ich kann ja nur schildern, wie Deutschland in meinen Augen aussieht. Aber das kann unmöglich eine größere Versammlung interessieren.

Je mehr ich darüber nachdachte, um so mehr kam ich zu der Überzeugung, daß wir doch etwas über die Verallgemeinerung nachdenken müssen, nicht, weil sie die Wahrheit enthält, sondern weil es uns vielleicht guttut, über sie nachzudenken. Wenn man beschreiben soll, welche Assoziationen das Wort Deutschland oder der Deutsche in dem dänischen Gemüt hervorruft, mag es sein, daß man damit die deutschen Zuhörer betrüben würde. Aber man würde vielleicht gleichzeitig – und das wäre vielleicht sinnvoll – als Däne erröten und sich etwas schämen, weil das eine oder das

andere, das man so sagt oder denkt, schlecht verträgt, ins Tageslicht gerückt zu werden.

Viele der Zuhörer werden ein kleines Buch, das Kaare Svalastoga und Preben Wolf im Jahre 1963 herausgaben, kennen. Es heißt „Eine Stadt an der Grenze“ und handelt von Tondern. Es ist ein Bericht über eine Minderheitenuntersuchung, die Ende der fünfziger Jahre vorgenommen wurde. Diese wurde in verschiedenen europäischen Ländern, u. a. also auch in Dänemark, auf Veranlassung der Unesco durchgeführt. Es werden die volkstümlichen, kulturellen, nationalen, sozialen, sprachlichen und anderen Verhältnisse in der dänischen Mehrheits- und in der deutschen Minderheitsgruppe und ihr Verhältnis untereinander erörtert. Es ist recht interessant, daß die Dänen nach dieser Untersuchung sich als freundlich (30 %), zuverlässig (23 %), und hart arbeitend (11 %) betrachten. Die deutsche Bevölkerungsgruppe schrieb sich dieselben Eigenschaften zu, aber in anderer Rangordnung. Freundlich nannten sich 16 %, zuverlässig 15 %, hart arbeitend 34 %. Wenn die zwei Gruppen sich gegenseitig beurteilen, kommen sie zu einem ähnlichen Ergebnis. Die Minderheit betrachtet besonders die Dänen als freundlich, die Dänen ihre deutschen Mitbürger als hart arbeitend.

Es ist übrigens charakteristisch, daß die negativen Beurteilungen am deutlichsten hervortreten. Die Dänen lieben gutes Essen, sind verschwenderisch und geschwätzig; die Deutschen tragen Skimützen, haben kurze Haare, sind dominierend; von den Dänen heißt es: schmutziger Trenchcoat, schiefe Hacken, sie rufen laut auf der Straße. Aber woher kommen nun solche Urteile? Bei Schulmännern muß man wohl als erstes erwähnen, daß sie aus den Schulen hervorgehen, von den Lehrern und den Schulbüchern. Besonders in früheren Zeiten waren die Geographiebücher voll von vereinfachten Werturteilen über andere Völker. Man genierte sich nicht, Zensuren zu geben. Ich habe schon einige Beispiele erwähnt.

Wie sehen denn die Deutschen in dänischen Augen aus? Ich habe kein Studium darauf verwendet, aber ein schnelles Durchgehen scheint zu ergeben, daß sie sich eigentlich ganz gut ausnehmen in den Augen der dänischen Geographen. In einer Geographie von 1928 hören wir, daß die Volksaufklärung und die Wissenschaft in Deutschland hochsteht und daß „die Deutschen zu den tüchtigsten Völkern in Europa gehören“. „Sie sind fleißig und genügsam. Es besteht jedoch ein großer Unterschied zwischen den Nord- und Süddeutschen: die Norddeutschen sind ein genügsames und fleißiges Volk, geübt in Pflicht und Gehorsam in allen Lebensverhältnissen. Sie sind ein tüchtiges Soldatenvolk, das mehr an die Größe und Ehre seines Landes als an den eigenen Vorteil denkt. In ihren Gedanken erhebt sich Deutschland und alles, was deutsch ist, hoch über alle Völker der Welt... Die Süddeutschen sind munterer und gemütlicher. Sie lieben es, sich mit anderen Familien bei einem Krug Bier in einem gemütlichen Wirtshaus zu treffen, sich zu unterhalten, miteinander zu singen und gute Geschichten zu erzählen. Sie lieben Gesang und Spiel, und viele alte Volkslieder sind immer noch

bei ihnen lebendig.“ Das ist ja eigentlich eine nette Beurteilung. In demselben Buch heißt es von den Spaniern, daß sie „ein genügsames, aber bequem veranlagtes Volk sind“. Die allgemeinsten Wörter über die Deutschen sind: fleißig, genügsam, arbeitsam, tüchtig. In einem Buch von 1950 heißt es: „Das deutsche Volk ist außerordentlich fleißig, tüchtig und genügsam. Die Deutschen fabrizieren mit ihrer Sorgfalt und Präzision Waren, die andere Völker gerne haben wollen und die sie selbst kaum zu einem so billigen Preis herstellen können.“

Aber in neueren Büchern sucht man vergebens nach diesen Urteilen. Man erhält sachliche Aufklärung über Dinge, die man messen und zählen kann. Über die Größe und Entwicklung der Erwerbszweige, über Sprache und Religion, und wir können uns sicherlich leicht darüber einigen, daß diese Entwicklung richtig gelaufen ist.

Die Schule trifft natürlich nicht die ganze Schuld. Wie schon erwähnt, besteht eine allgemeine menschliche Neigung, die Mitmenschen verallgemeinernd zu charakterisieren. Manchmal gutmütig, manchmal gehässig, und das wohl nicht selten, weil man dadurch die eine oder andere angesammelte Gereiztheit abreagieren will. Eine bestimmte Charakteristik wird leicht zu einem Vorurteil. Und wenn man dann einem unsympathischen Vertreter des gegebenen Volkes oder der gegebenen Gruppe begegnet, nimmt man es als einen Beweis, und man erzählt gern sein Erlebnis als einen Beweis. Derjenige, der ein- oder zweimal von dem Zollwesen eines Landes behelligt worden ist, fühlt sich zu der Aussage berechtigt, daß alle Zöllner – jedenfalls alle Zöllner dieses Landes – grob und unhöflich sind und sicherlich wohl auch voller Korruption und anderer Niedertracht.

Ich möchte glauben, daß das dänische Deutschlandbild ambivalent ist. Einerseits besteht viel Bewunderung des großen Nachbarn. Das dänische Kulturleben, das Denken, die Kunst, die Sprache, das Kirchenleben haben die stärkste Beeinflussung von Deutschland durch viele Jahrhunderte erfahren. Es gibt so viele Dinge aus dem Süden, die wir uns angeeignet haben, daß wir sie gar nicht aufzählen können: Bach, Beethoven, Mozart, Brahms, Goethe, Schiller, Albrecht Dürer, Riemenschneider, Martin Luther – um nur einige der ältesten und meist klassischen Namen zu nennen –, welch einen Reichtum haben sie uns gebracht! Wir bewundern die Gründlichkeit, die Tüchtigkeit, den Heiß. Vielleicht sagen wir neckend einiges über den gründlichen, etwas umständlichen Deutschen, der alles so feierlich nimmt, während wir ja glücklicherweise unseren dänischen Sinn für Humor haben; aber in der Neckerei verbirgt sich ein gut Teil Bewunderung.

Auf der anderen Seite begegnet man wohl viel Unwillen. Teils genährt aus dem häßlichen Neid, der so leicht zum Gegenteil der Bewunderung wird, teils aus dem Gegensatzverhältnis, das jahrhundertlang zwischen deutsch und dänisch bestanden hat. Wenn wir dänische Geschichte lesen, fühlen wir oft, daß uns von deutscher Seite Unrecht widerfahren ist, und dies Gefühl wird sicherlich dadurch nicht gemildert, daß wir oft erkennen müssen, daß unsere Niederlagen damit zusammenhängen, daß wir



weniger tüchtig, daß wir schwächer waren. Bismarck und Hitler gehören auch mit zu Deutschland, wenn es mit dänischen Augen betrachtet wird. Wir kamen so oft zu kurz, wir mußten so oft, scheint es uns, Böses ertragen wegen des großen Nachbarn im Süden. Deshalb gibt es auch viel Deutsches, das von Dänen als etwas Feindliches und Böses empfunden wird. Aber gleichviel, ob man den einen oder den anderen Zug hervorheben mag, gehen wir ja doch von einer Verallgemeinerung aus, die wir ja gerade aufs Korn nehmen wollten.

\*

Daß wir gern verallgemeinern, hängt damit zusammen, daß die Verallgemeinerung eine der Methoden ist, das Dasein zu beherrschen. Vielleicht ist es das Besondere unserer westlichen Kultur, daß wir uns in der Weise außerhalb der Schöpfung stellen, uns von dem Dasein, in dessen Mitte wir uns selbst befinden, abstrahieren und uns eine Welt der Begriffe schaffen. Wir legen die Dinge in Schubfächer und kleben Etiketten an die Schubladen und haben das Gefühl, somit die Dinge zu meistern. Dann herrscht Ordnung in den Dingen, und dieser ordnende und katalogisierende Instinkt an sich ist uns unentbehrlich. Er begründet die technische Entwicklung, jede Rationalisierung und Systematisierung. Dieser Instinkt ist der Nerv unserer ganzen Statistik, unserer Schemata und Lochkarten. Unsere ganze Lebensanschauung verwandelt sich in eine große Wahrscheinlichkeitsrechnung.

In alten Volkssagen heißt es, daß, wenn man den Namen des Riesen erfahren könne, man dann Macht über ihn habe. Namen geben bedeute beherrschen. Wen man mit Namen rufen konnte, den brauchte man nicht mehr so sehr zu fürchten.

In all diesen Klassifizierungs- und Verallgemeinerungsbestrebungen liegt jedoch eine große Gefahr, nämlich diejenige, die Welt der Begriffe, die wir uns so schaffen, mit der wirklichen zu verwechseln und zu glauben, daß unsere Kartei, unsere Statistik, so verwendbar sie auch für ihren Zweck sein mögen, der Wahrheit gleichkommen. Man versteht dieses, sobald man menschliche Werte, ethische oder religiöse Werte einführt, denn sie sprengen sofort die Lochkartenapparate der Statistik. Auch wenn man beweisen kann, daß ein sehr hoher Prozentsatz der Bevölkerung in einer bestimmten Situation so und so handelt, wird dies Handeln nicht deshalb mehr oder weniger richtig. Weil etwas an Stärke zunimmt, nimmt es nicht an Wahrheit zu. Man kann ethische Urteile nicht einer Aufzählung oder einer Klassifizierung zugrunde legen. Man kann eine Rechenmaschine nicht so einrichten, daß sie erzählt, was richtig ist. Sobald man einen einzelnen Menschen richtig kennt, weiß man, daß hier die Katalogisierung und die Statistik nicht genügen. Das müßte ein jeder Statistiker als Stickerei an der Wand hängen haben: „Der Durchschnittsmensch existiert nicht.“

Es ist eine wertvolle Tatsache, daß jeder Mensch einmalig ist. Sich selbst, allen anderen unähnlich, und von unmeßbarem Wert. Mit derlei Gedanken muß man die Verallgemeinerungen und die Statistiken, deren wir uns alle bedienen und bedienen müssen, modifizieren, und in der Frage, über die ich hier einige anspruchlose

Betrachtungen anstelle, ist es meiner Meinung nach von Wert, zu korrigieren, was man so im allgemeinen meint, über Deutschland und die Deutschen sagen zu können. Der typische Deutsche existiert nicht in Gottes Wirklichkeit, es existieren nur Einzelmenschen, bestimmte Frauen und Männer, Knaben und Mädchen, und für sie stimmen unsere Verallgemeinerungen nicht. Wir sprechen über „Deutschland, betrachtet mit dänischen Augen“. In der Wirklichkeit – in der wirklichen Wirklichkeit – existiert Deutschland gar nicht. Es ist eine Abstraktion, die wir bilden. Dänische Augen existieren auch nicht, das ist auch bloß eine Abstraktion. Es existieren einzelne Deutsche, und es existieren die Augen der Dänen. Aber weder die Deutschen noch die Augen können auf eine Formel gebracht werden.

Wenn wir dies wissen, werden wir viel vorsichtiger mit unseren Verallgemeinerungen. Und hierum handelt es sich wohl. Wir können unsere allgemeinen Begriffe nicht entbehren. Wir müssen die Dinge in einem nehmen. Wir müssen einfach über Deutschland und die Deutschen sprechen, aber wir müssen wissen, wenn wir es tun, daß es nicht die Wahrheit ist, weder wenn wir etwas sehr Freundliches, noch wenn wir etwas sehr Unvoreilhaftes sagen, und es ist die Frage, ob wir eigentlich solche Verallgemeinerungen für irgendwelche Dinge von Wert gebrauchen können. Wir mögen ja am liebsten jene Verallgemeinerungen, die uns selbst besser erscheinen lassen oder die zeigen können, wie freundlich und verständnisvoll wir in der Beurteilung anderer sind.

\*

In der Schule in der Unterrichtung der Kinder muß es die Aufgabe sein, alle die Tatsachen, die dazu beitragen können, den Kindern reelle und wahrhaftige Kenntnisse zu vermitteln, weiterzugeben. Deutschland – laßt uns über die Größe und die Natur, über Gewerbe und Sprache, über Religion und Kultur, über Geschichte und politische Entwicklung erzählen. Laßt uns Zahlen und Namen angeben, laßt uns Bilder zeigen und herumreisen (vgl. das Buch des Grenzfriedensbundes „Tyskland, vor Nabo mod Syd“, das gerade sachliche Orientierung vermitteln will), aber wenn es um „Deutschland, mit dänischen Augen betrachtet“ geht, dann lassen Sie uns achtgeben. Wir müssen uns immer wieder gegenseitig daran erinnern und wieder und wieder versuchen, die Kinder darauf hinzuweisen, daß die Verallgemeinerung ungerecht ist und sich oft auf ganz zufällige Dinge stützt.

Hinzu kommt, daß man auch hervorheben muß, daß jede Kulturbegegnung letzten Endes eine Begegnung zwischen einzelnen Menschen ist. Deutschland begegnet niemals Dänemark – nicht einmal beim Fußballkampf; es sind immer einzelne Menschen, die einzelnen Menschen begegnen. Wir sind so von unseren Begriffen besessen, daß wir uns dadurch oft selbst betrügen. Wir sprechen von Amerika und glauben zu wissen, was das ist – und wie ganz anders ist es dann, einer amerikanischen Frau oder einem amerikanischen Mann zu begegnen. Wir sprechen von den Entwicklungsländern und haben ein Gefühl, daß wir ihnen mit unserem Geld

helfen oder ihre Schwierigkeiten mit unserer Technik reparieren können, und es kann eine große Überraschung sein, einem Menschen von einem Land mit einer anderen technischen Entwicklung und einer anderen Kultur zu begegnen und zu entdecken, daß das Ganze nicht so äußerlich vor sich geht, wie wenn zwei Begriffe sich in einer Statistik begegnen, sondern daß es ein anderer Mensch ist, daß es eine Reihe von Menschen ist, alle verschieden, und daß das, worin sie sich gleich sind, vielleicht das unwesentlichste ist.

Sicherlich besteht ein Unterschied zwischen dänisch und deutsch. Unser Muster ist aus vielen, vielen Fäden gewebt. Das Deutsche und das Dänische ist so verschieden gewebt, obwohl es auch gemeinsame Fäden gibt, daß das Muster deutlich unterschiedlich ist. Wohl haben wir eine Eigenart, jeder für sich, wohl gehören wir einem Land und einer Heimat an und sollen unsere Eigenart bewußt bewahren in Treue und Liebe gegenüber dem Erbe, das uns anvertraut wurde. Allein auf diese Weise kann man anderen gönnen, aus der Wurzel und dem Hintergrund zu leben, der ihnen zugehörig ist, und nur auf diese Weise kann eine reelle Grundlage einer Zusammenarbeit geschaffen werden. Es gehören nun einmal freie Partner dazu, um eine Gemeinschaft zu schaffen. Ist der eine der Partner nicht frei, nicht er selbst, entsteht keine Gemeinschaft, sondern immer die eine oder andere Form der Sklaverei oder Unterwerfung.

\*

Schulmänner müssen sich immer damit abfinden, daß ihnen Verantwortung auferlegt wird. Auf allen Schultagungen, von denen wir nun gerade in den Herbstferien einige veranstaltet haben, hören wir von der Verantwortung der Schule, mal in dem einen, mal in einem anderen Zusammenhang. Wenn Leute auf der Straße überfahren werden, ist es die Schule, die den Verkehrsunterricht versäumt hat, wenn die Kinder Löcher in den Zähnen haben, ist es die Schuld der Schule, wenn England den Krieg gewinnt, ist es die Schuld der englischen Schulen, und wenn Deutschland gewinnt, ist es die Schuld des deutschen Lehrers. Das haben wir oft gehört. Warum sollte ich meine Zuhörer enttäuschen, indem ich ihnen nicht ein wenig Verantwortung auferlege? Wenn wir lernen sollen, miteinander umzugehen in dieser Welt, die immer kleiner wird und wo wir immer abhängiger voneinander werden, müssen wir auch lernen, daß die Verallgemeinerungen unwahr und gefährlich sind. Und hier hat die Schule ihre große Verantwortung. Wir müssen die Kinder lehren, daß die Welt nicht nur aus den Zahlengrößen, den Begriffen besteht, die wir gebrauchen müssen und die geradezu eine Voraussetzung für den Unterricht in den Fächern, die wir nun in unseren Schulen lehren, bildet, sondern daß die Welt auch etwas anderes, viel mehr bedeutet. Die Verallgemeinerungen und die Begriffe zeigen uns eine Scheinwelt, eine Abstraktion, aber die eigentliche Welt besteht aus Einzelmenschen. Deutschland, die Deutschen – das sind Begriffe, die wir gebrauchen und gebrauchen müssen. Aber die Wirklichkeit besteht aus den vielen einzelnen. Die dänischen Augen, das sind meine Augen und

deine, und jeder sieht mit den seinen. Lassen Sie uns nicht das Subjektive zum Objektiven machen.

Und die Schule, der ich hier die Verantwortung auferlege, das ist ja auch eine Verallgemeinerung. Es gibt sie eigentlich nirgends. Sie besteht nur in unserer Begriffswelt. Die Schule – das bedeutet eine Reihe von einzelnen Lehrern in ihren Klassen unter ihren Schülern. Wenn von Verantwortung die Rede sein soll, kann man es übrigens auch nicht mit einem Begriff abtun, es ist immer etwas Persönliches. Das Verhältnis zu anderen Menschen, das Verhältnis zu Menschen einer anderen Nation, das Verständnis der anderen, die Liebe zu den anderen, das muß der einzelne Lehrer verantworten, seinen Kindern zu zeigen, und er kann durch keinerlei Verallgemeinerung berechtigt sein, seine Kinder Haß oder Verachtung anderer Gruppen oder Völker zu lehren. Ja, Anschauungen kann man hassen, Personen kann man verachten, aber es liegt etwas Unwahres und Gefährliches für die Persönlichkeit darin, die Einstellungen gefühlsbetont und die Werturteile für eine ganze Gruppe zu machen.

\*

Wenn man die Weser entlangreist und nach Corvey kommt, wird man, wenn man Däne ist, anhalten, um das Kloster zu besichtigen, von dem Ansgar ausging. Der sanfte fränkische Mönch, der das Evangelium an unsere Küsten brachte, war einige Jahre lang Schulvorsteher im Corvey-Kloster. Der deutsche Kaiser sandte ihn nordwärts – dafür Dank! Vielleicht wird man etwas enttäuscht darüber, daß Corvey sich Ansgars kaum erinnert. Dagegen erzählt der Reiseleiter, und auch ein Gedenkstein im Klostergarten, von dem Dichter A. H. Hoffmann von Fallersleben, der seine letzten Jahre an diesem Ort verlebte. Er war es, der „Deutschland, Deutschland, über alles, über alles in der Welt“ schrieb. Der starke Nationalismus, den dieses Lied zum Ausdruck bringt, ist auch in Dänemark und in anderen Nationen bekannt. Er entstand wohl erst richtig in dieser Form vor 100 bis 150 Jahren, ist also ein Einjähriger im Vergleich mit Ansgar. Im Februar werden es 1100 Jahre, seit Ansgar starb.

Corvey, mit dänischen Augen betrachtet. Es ist ein schöner Ort an der Weser. Es ist der Ort, wo Hoffmann von Fallersleben starb, und es ist der Ort, von wo aus Ansgar das Christentum nach Dänemark brachte. Er ist beides. Es ist nicht leicht, zu verallgemeinern – aber das sollen wir auch nicht.

## Dänemark, mit deutschen Augen betrachtet

„Dänemark, mit deutschen Augen betrachtet“ – Als ich mich mit einer Disposition dieser meiner heutigen Ausführungen beschäftigte, war es mir, als ob ich ein spanisches Rohr in den Händen hielte. Ich versuchte, es zu einem Kreis zu biegen – also zu einem Ganzen. Kaum glaubte ich es aber zusammengefügt zu haben, schnellte das eine Ende wieder in den Raum. Denn es ist nicht einerlei, ob ein Schwabe oder ein Schleswig-Holsteiner betrachtet, nicht einerlei, wo man das Land und die Leute betrachtet – an der jütischen Küste, auf der jütischen Mitte, die einst Heide war, heute aber zu den Grundlagen einer der höchstenwickelten landwirtschaftlichen Fabrikationen der Welt zählt, oder aber in Kopenhagen, jener sympathischen Mischung von altertümlicher Residenz und kulturhaltiger Großstadt und moderner Automation; und vor allem ist es nicht einerlei, von wann aus man dieses Land und seine Menschen betrachtet, ob man Holberg, Kierkegaard oder Niels Bohr, Bernstorff, I. C. Christensen oder Stauning meint. Das Wer, Wo und Wann bieten sowohl interessante Ausgangspunkte als auch Fallstricke, in denen man sich verwirren kann. Getreu unserer deutschen Neigung, entscheiden wir uns trotzdem für ein Schema – in der Hoffnung, innerhalb der Unzulänglichkeit, die immer einem Schema innewohnt, doch auf einige greifbare Tatsachen hinweisen zu können. Dabei wollen wir uns von zwei Dingen leiten lassen: einmal von Schopenhauers klugem Wort, daß dem Nationalcharakter, da er von Menschen redet, also von ihren Beschränktheiten und Schlechtigkeiten, die nur in jedem Lande eine andere Form haben, nie viel Gutes nachzurühmen sein wird, und von unserer eigenen Überzeugung, daß es sehr viel Schönes und Großes in der Welt gibt – bei uns und bei den Nachbarn. Jede Nation spottet über die andere, meint Schopenhauer, und alle haben recht. Sie haben aber auch recht und vor allem Freude, wenn sie die Fähigkeit aufbringen, sich kritisch zu betrachten, sich daraufhin zu würdigen und ja zu sagen zu dem Beitrag, den der Nachbar zu dem großen europäischen Kraftfeld des Geistes beiträgt. Diesen Gedanken fanden wir unlängst in dem Erstlingsroman eines neuen dänischen Autors, Rolf Bagger, mit beachtlicher schriftstellerischer Fähigkeit dargestellt.

Wir hier sind jedoch keine Schriftsteller, geschweige denn Dichter, sondern müssen uns auf unsere schulmäßige Weise mit den Dingen beschäftigen. Wenn der deutsche Historiker Walther Hubatsch den nordischen Gedanken als den immer erneuten deutschen Versuch, das kulturelle Erlebnis Skandinaviens zu reflektieren, kennzeichnet, dann hat er sicher mit dieser Feststellung den Kern getroffen, und sicher trifft er ebenfalls den Kern, wenn er meint, daß es einen deutschen Gedanken in Skandinavien

nicht gibt. Wenden wir diese Feststellung speziell auf das deutsch-dänische Verhältnis an, dann ist zweifelsohne mehr über Dänemark in Deutschland (Schleswig-Holstein) reflektiert worden als über Deutschland in Dänemark. Aber lassen Sie uns, wie gesagt, den Versuch einer Gliederung und zugleich den Versuch einer wenigstens punktuellen historischen Betrachtung wagen. Wir betrachten also das Land und die Leute, wir betrachten zweitens einige Hauptstationen der deutschen Kenntnisnahme dänischer Politik und dänischen Geistes, und schließlich lassen Sie uns den Versuch machen, einige Beobachtungen zu formulieren.

### *Land und Leute*

Eine der ersten bedeutenden Persönlichkeiten, die am Anfang der modernen deutschen Dichtung steht, ist Friedrich Gottlieb Klopstock. Er lebte fast zwanzig Jahre lang in Dänemark – von 1751 bis 1770 – lernte jedoch die dänische Sprache nicht beherrschen, gab keine Schilderung der dänischen Umgebung und nahm von der dänischen Dichtung seiner Zeit kaum Notiz. Über das Merkwürdige dieser Situation wird noch zu reden sein. Es dauerte rund hundert Jahre, bis wieder ein deutscher Dichter von Rang, nämlich Theodor Fontane, eine Reise durch Dänemark machte und nunmehr im Stile der Realisten Land und Leute beobachtete und beschrieb. Bei der Betrachtung der schönen, aber un bebauten Heidelandschaft zwischen Skive und Viborg stellte er in den Reisenotizen die Frage, was Friedrich Wilhelm I. von Preußen aus dieser Landschaft gemacht hätte. „Es herrschen vollständig patriarchalische Zustände, in vieler Beziehung beneidenswerth, ein freies Mecklenburg, und doch zum Untergange bestimmt. Die Welt hat einen Haß gegen stilles Glück, und alle größere Kraft ist aufdringlich...“ Das Dänemarkbild Fontanes ist natürlich keineswegs umfassend, es ist aber das erste realistische Zeugnis von Rang in der deutschen Literatur, bisher kannte man nur die etwas gestelzte nordische Welt der Romantiker. Fontane gibt treffende Züge aus der Geistigkeit, dem Volkstum und der Landschaft, und immerhin haben ihn die Eindrücke so bewegt, daß einige von ihnen in eines seiner Hauptwerke, „Effi Briest“, übergingen und damit in ein Werk, daß nicht nur in der deutschen Dichtung als ein Hauptwerk gilt, sondern auch in der europäischen Literatur sich behauptet. Die unbeschwerten Kopenhagener, die schwerfälligen jütländischen Bauern, die bald liebliche, bald wehmütige dänische Landschaft scheinen ihn im Sinne des Goethe-Verses bewegt zu haben, „daß wir uns in ihr zerstreuen, darum ist die Welt so groß“. Seit den Tagen Fontanes hat sich in der Welt einiges geändert. Denken wir an etwas uns sehr Naheliegendes, nämlich an die Grenzübergangsstelle bei Krusau. Sonntagmorgen 1920–25: einzelne Radfahrer, ein klappriger Omnibus, Reisende zu Wagen, d. h. Pferdewagen. Nach einem Auto sah man sich um. Landschaft der Ostküste – Knicks. Das alte Gasthaus mit ein bis zwei Polizeibeamten, auf deutscher Seite eine Zollbaracke am Hang. 1964: eine motorisierte und landschaftlich etwas sterilisierte Atmosphäre. 50 000 Reisende in jeder Richtung. Sozialtourismus der

europäischen Wohlstandsgesellschaft. Sie erzeugt viele Bedürfnisse, diese Gesellschaft, und die Bedürfnisse werden ihr suggeriert. Und so gibt es neben der Möglichkeit, Butter und andere hochqualifizierte und standardisierte Lebensmittel in Dänemark einzukaufen, auch eine Möglichkeit, in Deutschland zubereitete, hygienisch verpackte Literatur über Dänemark, in der man sich orientieren kann, zu kaufen. Wir leben in der Flut der Bild- und Reisebände. Ich nenne deren zwei, nicht ohne die etwas bange Frage zu stellen, ob diese Bücher wirklich die ihnen zuge dachte Funktion erfüllen können.

### *Von zwei Reisebüchern*

In der Bildbandreihe Terra magica erschien der Band „Dänemark“. Richard Wolfram schrieb den Text. In der Tat, die Bilder haben Atmosphäre, die Motive überraschen, beeindrucken, ja bewegen nicht selten. Der Text beginnt wie folgt: „Dänemarks Melodie in der großen Symphonie der Schöpfung ist nicht laut und aufdringlich, aber von innerlicher Schönheit. Wer an Dänemark denkt, in dessen Ohr klingt Meeresrauschen und Lerchengesang, vor seinem Auge stehen die Laubkronen der Buchenwälder, blühende Heide und das satte Gold der Kornfelder, das sich bis zu den Silberstreifen der Meeresarme hinzieht. Im roten Backsteinbau oder weißgekalkten Fachwerk umschließen die Siedlungen ein Leben des Geborgenseins und sich Bescheidenkönnens, in dem noch die Ruhe des Gewachsenen waltet, mag auch das Land der Welt und ihrer Weite offen sein.“ Sehr schön – aber fast zu schön. Wir wollen nicht ungerecht sein, es sind viele richtige Beobachtungen verwertet – auch die radfahrende Königsfamilie. Dann wieder ein wenig Klischee: „Heute freilich – und es wirkt irgendwie symbolisch – mutet ein Blick in die eleganten Schaufenster von Vimmelskaft eher pariserisch an. Ein Hauch französischer Leichtigkeit, Ironie, fast ein wenig Frivolität mischt sich wie ein prickelndes Gewürz mit dänischer Gediegenheit.“ Dem Satzesatz der Einleitung können wir zustimmen: „Es ist ein Volk, das sich bewährt, ohne darüber viel Wesens zu machen.“

Bei David Hohnens „3mal Skandinavien“ finden wir keine Bilder, aber einen flüssig geschriebenen Text, der leider durch die Überschriften, die der Autor den einzelnen Abschnitten gab, ein wenig herabgewürdigt wird: „Dänemark ist klein / Ist Dänemark ein soziales Paradies? / Fröhliches Christentum / Das Geheimnis der guten Butter: der Konsumverein / Gebaut unter Christian IV. / Schnaps: hauptsächlich für festliche Gelegenheiten / Patriotismus und der Ruf der Weite / Giraffen-Hosen und Nerzmäntel / Schwerindustrie in Dänemark? / Einkommensteuer kontra häusliches Glück / Die Dänen sind eifrige Leser / Die älteste Filmgesellschaft der Welt / Hamlet war ein Däne / Dirigent: Seine Majestät der König.“ Und dann lesen wir: „Die einzige andere Angelegenheit der Außenpolitik, die die Dänen dazu bringt, von Zeit zu Zeit ihre Meinung zu äußern, ist das Schleswig-Problem. Davon hält sie auch nicht die Tatsache ab, daß ein solches Problem, das eine Meinungsäußerung lohnte, heute kaum oder gar

nicht mehr besteht... Die Erwähnung des Namens Dybbøl läßt in der Brust der Dänen eine heiße Flut patriotisch-romantischer Gefühle aufwallen, und manche erinnern sich noch aus ihrer Schulzeit, daß die Ursache der ganzen Schwierigkeiten König Christian I. selbst war. Er schob im Jahre 1460 in einen Vertrag die Klausel ein, daß die dänische Provinz Schleswig und die deutsche Provinz Holstein „up ewig ungedeelt“ sein sollten, und brachte es damit fertig, für immer Verwirrung zu stiften ... Obgleich es in der dänischen Geschichte zwei Daten gibt, die jeder Däne ohne Zögern nennen kann – die beiden Kriege mit Preußen im 19. Jahrhundert: 1848 und 1864 –, muß ich allerdings dazu bemerken, daß nicht alle guten Patrioten, mit denen ich darüber sprach, mit Sicherheit wußten, welchen der Kriege sie verloren und welchen sie gewonnen hatten.“ Dazu können wir mit Fritz Reuters „Onkel Bräsig“ nur sagen: „In der Fixigkeit war ich dir über, aber in der Richtigkeit warst du mir über.“ Wir begnügen uns mit diesen beiden Beispielen. Es gäbe deren mehr. So sehr wir den Sozialtourismus begrüßen wollen, so gut ist es, daß heute alle Menschen wissen, daß hinter dem Berge auch Leute wohnen – und mitunter ganz andere, so darf man das Bildungs- und erst recht das bildungspolitische Erlebnis des Massenreisens von heute nicht überbewerten. Es kommt eben bei einer so bedeutsamen Frage wie dem zwischenvölklichen Sichkennenlernen ist erster Linie doch wohl auf die Richtigkeit an. Was Klischees – und diese Beispiele waren klischeehaltig – ausrichten können, wissen wir aus der Erfahrung. Gar zu gern haben dänische Barden sich sicher oft des Wortes von Johannes Ewald bedient: „Al vor Fortræd er tysk“, obwohl ja auch andere als nur die Deutschen im Laufe der Geschichte den Dänen Verdruß bereiteten; und gar zu gern haben die Schleswig-Holsteiner des 19. Jahrhunderts von Hannemann in Holzschuhen und „det sorte Jylland“ als einem unterentwickelten Land gesprochen. Es wirkte alles nach und schuf Mißverständnisse – und so sollte man sich auch heute davor hüten, in Dänemark nichts als lovely Copenhagen zu sehen. Das Klischee ist eine Gefahr – in der Kultur wie in der Politik.

Lassen Sie uns daher versuchen, einen Eindruck davon zu gewinnen, auf welche Weise man in Deutschland Gelegenheit hatte, sich mit geschichtlich-politischen, wirtschaftlichen und literarischen Lebensäußerungen Dänemarks vertraut zu machen und wie man dieses Land wirklich sah und sieht.

### *Deutsche Originalliteratur über Dänemark*

Die deutsche Originalliteratur über Dänemark ist nicht sehr umfangreich, wenn wir von dem deutschen Anteil an der Literatur zur Schleswigfrage absehen; dafür aber enthält sie eine Reihe sehr gewichtiger wissenschaftlicher Publikationen. 1950 erschien der stattliche Band „Deutschland und Skandinavien im Wandel der Jahrhunderte“ von Martin Gerhardt und Walther Hubatsch. Wir erhalten in ihm eine Darstellung der politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und den skandinavischen Ländern, in dem auch die Ereignisse und Linien nachgezeichnet



werden, die die Politik Dänemarks seit dem Mittelalter bestimmten. Natürlich gibt das Buch keine Geschichte Dänemarks, aber es analysiert, wie auch das aus schleswig-holsteinischer Sicht geschriebene große Werk Otto Brandts, des Kieler Historikers der zwanziger Jahre, „Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts“, die Motive der dänischen Politik. Ein großangelegtes, aber leider nicht vollendetes Werk rein ideen- und geistesgeschichtlichen Charakters schrieb Leopold Magon unter dem Titel „Ein Jahrhundert geistiger und literarischer Beziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien 1750–1850“. Magon und Brandt können mit diesen Werken als die Vorläufer einer wissenschaftlichen Arbeit bezeichnet werden, in der man mehr das Verbindende als das Trennende in der Politik und Kultur beider Völker herausstellte. Die aus der Sicht des nationalistischen 19. Jahrhunderts in Schleswig-Holstein entstandene historisch-politische Literatur trägt naturgemäß die Prägung dieser Zeit. Eine moderne, auf wissenschaftlicher Grundlage von Deutschen geschriebene Gesamtgeschichte Dänemarks gibt es nicht. Wir sind, wie Ihnen bekannt, jedoch in der glücklichen Lage, in dem Buch „Dänemark – unser Nachbar im Norden“ ein in deutscher Sprache erschienenenes Werk dänischer Gelehrter und Publizisten zu besitzen, welches zwar von Dänen – aber von Dänen, die an ein deutsches Lesepublikum dachten – geschrieben ist, doch alle Ansprüche unserer Orientierungswünsche erfüllt, die wir auch an einen deutschen Autor stellen würden. Die Geschichte des modernen Dänemark hat in diesem Bande Professor Troels Fink dargestellt. Er schildert die Entwicklung wie folgt: „Man hat im Dänischen das Wort ‚Almue‘, das sich schwer übersetzen läßt. Es bedeutet das einfache Volk, vor allem die ländliche Unterschicht, wozu vor hundertfünfzig Jahren auch die Bauern gerechnet wurden. Die ‚Almue‘ lebte zwar ohne Bewußtsein ihrer Eigenart dahin, aber sie erhielt ihre geistige Nahrung durch Sagen, Märchen, Volkslieder und Traditionen. Durch die Industrialisierung und Urbanisierung kam eine städtische Unterschicht hinzu, die von 1870 an durch die internationalen sozialistischen Ideen beeinflusst wurde. Sowohl die dänische ‚Almue‘ wie die Arbeiterschaft haben sich mit den übrigen Schichten der Bevölkerung zu einem einheitlichen Volk entwickelt, das heißt, durch die Geschichte der hier behandelten Periode hat das dänische Volk sein jetziges Gepräge erhalten. Der große Durchbruch des nationalen Bewußtseins erfolgte im Jahre 1848.“ In einem 1952 in Flensburg gehaltenen, vielbeachteten Vortrag „Heimatgeschichte und Universalgeschichte“ des gegenwärtigen Kieler Landeshistorikers Alexander Scharff nehmen wir den gelungenen Versuch zur Kenntnis, unter die so schmerzlich zerstörten politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark einen Strich zu ziehen und neue Ausgangspunkte zu suchen. Der Vortrag bedeutet u. a. eine Überwindung der ausschließlich aus den Gedankengängen des 19. Jahrhunderts genährten schleswig-holsteinischen Geschichtsauffassung und ihrer mehr populären Werke, indem er die Motive der dänischen Politik objektiv zu werten sucht, ohne berechnete deutsche Standpunkte aufzugeben.

### *Das deutsche Dänemarkbild im 19. Jahrhundert*

Lassen Sie uns noch einen Augenblick an dieser Stelle verweilen. Das deutsche Dänemarkbild mußte im 19. Jahrhundert notwendigerweise durch die politischen Ereignisse getrübt werden, wie umgekehrt das Bild Germaniens, das noch im Dänemark der Romantik gelebt hatte, sich zur preußischen Pickelhaube verzerrte. Daß so etwas bis auf den heutigen Tag nachwirkt, wird verständlicher, wenn man die Zeitgenossen studiert. Ihre Heftigkeit ist erschreckend – und manchmal rührend. Beides zusammen garantiert eine lange dauernde Wirkung. Franz Benöhr schrieb ein Buch „Die politische Dichtung aus und für Schleswig-Holstein in den Jahren von 1840 bis 1864“. Diese „Dichtung“ ist zwar Makulatur geworden, doch einst gab sie Gefühle wieder, die wie diejenigen mancher entsprechender dänischer Kampflieder noch unterschwellig vorhanden zu sein scheinen. Aber sogar der friedfertige Klaus Groth versifizierte wie folgt:

„Wir saßen still in unserm stillen Lande,  
Und hörten nur von ferne, wie die Wogen  
Der aufgeregten Völker brausend zogen,  
Abschüttelnd alt verhaßte Sklavenbande.  
Da plötzlich, nahte dröhnend unserm Lande  
Von Norden her, der uns schon oft getrogen.  
Der Friedensstörer, wie am Himmelsbogen  
Gewitterwolken vor dem Sturm und Brande.“

Allein den Versen Storms entströmt ein echtes poetisches Gefühl, das seine Wurzel in dem verletzten Rechtsgefühl Storms hat. Er redet nicht wie die anderen von „dän'scher Tück“ und schändlichem Spiel, sondern fand aus der Situation heraus den Vers, der zeitlos wurde und auch heute von Dänen und Deutschen bejaht werden kann: „Kein Mann gedeihet ohne Vaterland.“ Es war freilich ein bitterer Umweg, den beide Nachbarn machen mußten, um zu einer Erkenntnis dieses Wortes zu kommen, das damals allzu wörtlich genommen wurde, heute jedoch in Tiefe erlebt wird – in seiner Tiefe, seiner Problematik und in der Aufgabe, die es enthält. Ebenfalls Makulatur wurden die Bücher der Feuilletonisten, die in jenen Jahrzehnten in den Herzogtümern und in Dänemark reisten, ironisierten und polemisierten. Erste Zeichen einer neuen Sicht auf Dänemark war die berühmt gewordene Schrift Johannes Tiedjes über „Die Zustände in Nordschleswig“ 1909, und von großer Wirkung wurde das Wort des deutschen Nordschleswigers Otto Scheel, der von dem cantus firmus sprach, der deutschen Grundmelodie des deutschen Schleswigers, die aber von dem cantus figuratus, den nordischen Glocken, umrankt wurde.

*Was aber bleibt, stiften die Dichter*

„Was aber bleibet, stiften die Dichter“, so lautet ein Wort des Deutschen Hölderlin. Finden wir in der deutschen Dichtung einen literarischen Niederschlag des Dänemarkerlebnisses – vergleichbar in seiner Intensität etwa mit Goethes Italienerlebnis? Das Bild ist widerspruchsvoll. Ich wies schon darauf hin, daß Klopstock sich lange in Dänemark aufhielt. Er gewann großen Einfluß, indem die Dichtung Ewalds, der seinerseits die Anfänge der modernen dänischen Poesie für lange Zeit befruchtete, in formaler Beziehung deutliche Einflüsse Klopstocks zeigt. Aber Klopstock hatte nur geringe Kenntnis von dänischer Dichtung und Kultur. Er lebte inmitten einer fremden Umwelt, nur umhegt von der Kulturform des Adels, der seine schwärmerischen religiösen und humanitären Ideen schätzte und aufgriff und ihn berufen hatte. Interessant zu lesen, wie Baggesen (wir stehen am Anfang einer neuen Zeit) um 1790 Klopstock in Hamburg besucht, ihn lobt und gegen imaginäre Angriffe verteidigt, weil er die Pension des dänischen Königs außer Landes verzehrt. Magon macht eine Bemerkung, die des Zitierens wert ist: „Im dänischen Volkscharakter gab es etwas, das ganz unmittelbar und unbewußt Klopstocks künstlerische Art ablehnen mußte, nämlich die Abneigung gegen die Extreme, die Neigung zum Maßhalten. ... Auch Holberg hatte schon diese Seite des dänischen Volkscharakters betont. Zweifellos liegt für das Empfinden des Dänen die Grenze für das, was man als ‚schwülstig‘ oder ‚geschraubt‘ bezeichnen kann, ein gutes Stück tiefer als für unser Empfinden. Dadurch erklärt sich auch eine Abneigung gegen die Freude an der Spekulation, den erdenfernen Gedankenflug, die man in Dänemark oft als eine besondere Eigentümlichkeit gerade des Deutschen empfunden hat.“

Goethe, und das sei mit geziemendem Respekt, aber auch mit freimütiger Kritik vermerkt, war leider nicht atlantisch, weder britisch noch skandinavisch, interessiert. Man empfindet die Schilderung seiner Begegnung mit Oehlenschläger fast peinlich. Nun hat zwar Oehlenschläger auch bei wohlwollender Betrachtung stark provinzielle Züge. (In einem lebhaften Gespräch mit ihm äußerte Schelling: „Sie haben eine gesunde und brave Lebensansicht“, meinte aber doch, „daß man weitergehen könne“.) Auf der anderen Seite zeugen die beiden Oehlenschlägerbände „En Rejse – fortalt i Breve til mit Hjem“ von den Einsichten einer Persönlichkeit, die Dichter, Weltmann und Kind im Manne zugleich war. Sie zeugen vor allem von der Bereitschaft zur vorurteilsfreien Betrachtung der Nachbarnation, die beispielhaft ist. Die Drachensaat des napoleonischen Ungeistes war noch nicht aufgegangen.

### *Thomas Manns „Tonio Kröger“*

Dasjenige Werk der deutschen Literatur, in welchem die skandinavische Lebensatmosphäre am spürbarsten sich niederschlug, ist die unsterbliche Dichtung Thomas Manns: „Tonio Kröger“. „Aber nehmen Sie die Bücher, die dort oben geschrieben werden“, so sagt Tonio Kröger, „diese tiefen, reinen und humoristischen Bücher, Lisaweta – es geht mir nichts darüber, ich liebe sie. Nehmen Sie die

skandinavischen Mahlzeiten, diese unvergleichlichen Mahlzeiten, die man nur in einer Salzlucht verträgt (ich weiß nicht, ob ich sie überhaupt noch vertrage), und die ich von Hause aus ein wenig kenne, denn man ißt schon so bei mir zu Hause. Nehmen Sie auch nur die Namen, die Vornamen, mit denen die Leute dort oben geschmückt sind und von denen es ebenfalls schon viele bei mir zu Hause gibt, einen Laut wie ‚Ingeborg‘, ein Harfenschlag makellosester Poesie. Und dann die See – sie haben die Ostsee dort oben! ...Mit einem Worte, ich fahre hinauf, Lisaweta. Ich will die Ostsee wiedersehen, will diese Vornamen wieder hören, diese Bücher an Ort und Stelle lesen.“ Tonio Kröger ist nicht nur eines der aufschlußreichsten Werke im Hinblick auf Thomas Mann selbst, es ist auch das Werk der modernen deutschen Dichtung, in denen eine skandinavische Atmosphäre atmet. Tonio Kröger wandert wie Theodor Fontane durch die dänische Hauptstadt. „Er betrachtete des Königs Neumarkt und das ‚Pferd‘ in seiner Mitte, blickte achtungsvoll an den Säulen der Frauenkirche empor, stand lange vor Thorvaldsens edlen und lieblichen Bildwerken, stieg auf den Runden Turm, besichtigte Schlösser und verbrachte zwei bunte Abende im Tivoli.“ Er fährt dann wie Fontane nach Nordseeland und läßt betrachtend – belustigt – wehmütig das bunte Leben der Badegäste, der Blonden und Blauäugigen, der Unkomplizierten, an sich vorübergleiten, wissend, daß er von diesem Leben, welches er so liebt, ausgeschlossen ist. Wir kennen alle diese Menschen — den asthmatischen Fischhändler, den in seine eigene Halbeleganz verliebten Postadjunkten und andere. Thomas Mann, ein Sohn des 19. Jahrhunderts, welches er in beispielhaften Dichtungen beschrieben hat, Thomas Mann, erfüllt von der Sehnsucht nach den glücklichen, ausgelassenen Menschen, eine Sehnsucht, die er in Ironie taucht, dieser Thomas Mann schrieb in der Novelle „Tonio Kröger“ sein Persönlichstes. Und keine seiner Novellen erinnert so stark an die dänischen Meisternovellen „Mogens“ oder „Frau Fønss“ von Jens Peter Jacobsen wie diese. Diese Passagen eines der großen Werke der modernen deutschen Literatur sind in der Tat „Dänemark, mit deutschen Augen betrachtet“.

#### *H. M. Enzensberger und die moderne dänische Lyrik*

Nicht so freundlich, vielmehr kritisch, aber im Endergebnis sehr positiv ist das Bild, das H. M. Enzensberger, ein zeitgenössischer deutscher Lyriker, von der dänischen Lyrik zeichnet. Wir nehmen die Ausführungen deshalb zur besonderen Kenntnis, weil ja in der Lyrik sich am reinsten der Geist eines Volkes und einer Epoche spiegelt. Enzensberger stellt zunächst fest, daß bis 1940 die dänische Lyrik, gemessen am europäischen Expressionismus, Gartenzweigcharakter habe. Sie sei bürgerlich oder sozialdemokratisch, bzw. antifaschistisch, aber mittelmäßig und Biedermeier gewesen. Er spricht von der kulturellen Verspätung des Dänen und kommt dann allerdings für die Zeit nach 1940, als er sich mit Sarvig, Bjørnvig, Wivel und Rifbjerg beschäftigt, zu der Feststellung, daß die dänische Poesie zeitgenössisch, ja mit Rifbjerg sogar herausfordernd aktuell geworden sei. Zwar sei auch Rifbjerg unverkennbar dänisch.

Das Detail, das Interieur, die Idylle und jener gebrochene Humor, der nicht erst seit Kierkegaard alle hervorragenden Geister des Landes auszeichnete, spielten eine große Rolle. Diese Autoren hätten mit der nationalen Selbstgenügsamkeit gebrochen. Was Ribbjeorg schreibe, reflektiere ein Bewußtsein von moderner Literatur als einem internationalen Prozeß. Ich zitiere noch einmal wörtlich Enzensberger: „Scheinbar mühelos verfügt er über die Syntax der modernen Poesie, nimmt Anregungen aus der neuen amerikanischen Produktion ebenso selbstverständlich auf wie aus der deutschen oder aus der Dichtung der lateinischen und slawischen Länder. Mit ihm und seinen Weggenossen ist der lang gefesselte Gulliver erwacht. Aus einem unterentwickelten Land der Poesie ist Dänemark zu einer ihrer lebendigsten Provinzen geworden.“

Wenn Hebbels Auffassung richtig ist, daß in jedem wahren Gedicht sich das Allgemeinste und Individuellste durchdringen, dann dürfen wir dieser Feststellung ein besonderes Gewicht beimessen. Und dann wird es für uns Deutsche nützlich sein, uns mit diesen Dichtern zu befassen.

#### *Abschließende Betrachtung*

Ich komme zu einer abschließenden Betrachtung. Wir sagten, es sei nicht einerlei, wer Dänemark studiere, der unbeschwerte Schwabe oder der von der Sache mehr betroffene Schleswig-Holsteiner, wo man beobachte und vor allem, von welchem historischen Blickpunkt aus man seine Beobachtungen anstelle. Versuchen wir zusammenfassend und unter Berücksichtigung der Andeutungen, die wir zur Literatur machen konnten, unser Bild wenigstens in seinen Konturen zu zeichnen und die Farbtöne anzudeuten. Dabei geben wir uns der Hoffnung hin, daß der wohlwollende Zuhörer bereit ist, aus seiner subjektiven Erfahrung mit der Skizze weiterzuarbeiten.

Dänemark ist amphibisches Land. Felder, Wälder und Küsten durchdringen sich, die Farben wechseln minütlich und bewirken schwimmende Konturen. Dänemark ist aber nicht nur geographisch ein Land der Nuancen, es ist es auch durch seine Menschen, seine Politik, seine Wirtschaft und vor allem seine Kunst und seine Philosophie. Der Däne hat von bestimmten Dingen ganz bestimmte Auffassungen, von denen er nicht abweicht. Die darin latente Unverbindlichkeit wird durch eine lächelnde Skepsis gemildert. Wie äußert sich das in der Politik und der Wirtschaft, vor allem aber in der Kunst und der Philosophie?

Politisch gesehen, stellt sich uns Dänemark als eine Demokratie dar, die um die Jahrhundertwende in bitteren inneren Kämpfen in ihrer heutigen Form errungen wurde. Seit rund vierzig Jahren wird das Land sozialdemokratisch regiert. Man hat von einer bürgerlichen Lebensform des Marxismus im Falle Dänemark gesprochen. Dem Außenstehenden will scheinen, daß zwar der Wohlfahrtsstaat hier seine vernünftige Verwirklichung erfuhr, daß er aber hier wie anderswo vor wirtschaftliche und menschliche Probleme gestellt wird, die er laufend lösen muß, wenn er als attraktive

Lebensform aller seiner Bürger bejaht und gegebenenfalls auch verteidigt werden soll. In der dänischen Innenpolitik spielt das fair play eine große Rolle. Es gibt in ihr gute Verlierer. Die dänische Außenpolitik ist durch die Teilnahme an der UNO und der NATO gekennzeichnet. Eine unvermindert große Rolle spielt das, was wir seit dem 19. Jahrhundert die Schleswigfrage nennen. Sie wird heute als der Prüfstein der nationalen Selbstbehauptung inmitten eines auf uns alle zukommenden europäischen politischen Bewußtseins empfunden. Ihre Explosivkraft im Sinne des nationalstaatlichen Denkens hat sie verloren, nicht aber ihre Offensivkraft im Sinne des sich in der Welt Behauptenwollens und Behauptenmüssens. Diese Entwicklung wird von Deutschen und Dänen, die sich als Träger einer Tradition und Vorbereiter eines Neuen fühlen, bejaht. Unter diesem Aspekt müssen auch die geistigen und rein wirtschaftlichen Überlegungen, die sich aber verquicken, betrachtet werden, wenn man das vorsichtige Taktieren Dänemarks zwischen der EWG und der EFTA bewerten will. Schließlich steht es etwa fünfzig zu fünfzig. In der Politik handelt der Däne nach dem Wort eines seiner Dichter der Neuzeit, nämlich Holger Drachmanns: „Jeg bærer min hat som jeg vil“, was aber nicht schrankenlosen Individualismus bedeutet, denn gleichzeitig kennt und liebt er seinen Ludvig Holberg, dessen ganzes aufklärerisches wie poetisches Werk durch ein Gefühl der Verpflichtung gegenüber der Allgemeinheit unter Beibehaltung eines freiheitlichen Individualismus gekennzeichnet ist. „Jeppe vom Berge“ kann man als ein sozialkritisches Drama bezeichnen, während „Erasmus Montanus“ die Tragikomödie des Individualisten darstellt. Holberg selbst legitimiert sich als wirklicher Dichter, wenn er den Vers schreibt: „Das große Medium, das sieht man niemand halten, in jedem Menschen wird ein seltsam Chaos walten.“ Die dänische Dichtung kann ebensowenig wie die der anderen Völker als ein isoliertes Phänomen betrachtet werden. Sie wurde von außen befruchtet, aber sie wirkte auch nach außen. Dänische Dichter von europäischem Rang sind in dieser Beziehung H. C. Andersen, der Philosoph Søren Kierkegaard, der Prediger Grundtvig, der Naturalist J. P. Jacobsen und der, der sich als der Mann des 20. Jahrhunderts fühlte, J. V. Jensen.

#### *H. C. Andersen / J. P. Jacobsen / J. V. Jensen*

Über H. C. Andersen in diesem Kreise etwas zu sagen, hieße nicht nur, Kohlen nach Newcastle, sondern auch Butter nach Dänemark zu bringen. Ich stelle mit Frederik Nielsen fest, daß er ein hervorragender Reiseschriftsteller, ein etwas undisziplinierter Romanschriftsteller, ein fast nie erfolgreicher Dramatiker, ein etwas banaler Lyriker und ein genialer Märchenerzähler war. Im Sinne unserer heutigen Betrachtung verkörpert er für uns ein Stück Dänemark. Er hatte Gemüt, aber er war skeptisch; er war Künstler, der um die Einsamkeit des Menschen wußte, ein Künstler, der eine Begabung zur Form besaß, die ihn zu einem Genie machte. Deshalb wirkte dieser Artist auf die Welt, weil er das Allgemeinmenschliche mit dem Dänischen in seinen Gestalten verschmolz. Er war trotz seiner komplizierten Seelenhaltung ein Willensmensch – auch das scheint mir

dänisch zu sein.

J. P. Jacobsen, das mag überraschen, ist ohne Andersen künstlerisch nicht zu denken. Weltanschaulich ganz anders geprägt – inzwischen war Darwin da –, setzt er im Künstlerischen dennoch Andersen fort. Aus der Furcht vor der Übermacht des Gefühls, wissend um die Armut der Erkenntnis, ist er wie alle großen Repräsentanten dänischer Kultur ironisch, zugleich aber in dem persönlichen Bekenntnis von starkem Willen geprägt. In der Schilderung der Blumen und Farben nahm er die Blumenstücke Emil Noldes vorweg, in seiner Skepsis ist er sehr modern, und dennoch gibt es in der dänischen Literatur kaum einen ergreifenderen Satz als den in Niels Lyhne, durch den der Krieg von 1864 erwähnt wird: „Dann kam jener Novembertag, als der König starb und der Krieg immer drohender schien.“ Mehr nicht.

Diesen Dichter wieder setzt, künstlerisch-sprachlich gesehen, J. V. Jensen im 20. Jahrhundert fort, indem er in seine Sprache ein Moment der Präzision bringt, das man in Dänemark noch nicht gekannt hatte. Seine jütischen Menschen sind voller Resignation und Aufruhr zugleich. In ihm ist etwas vom Besten des Angelsachsentums. Seine realistisch dargestellte Lust am Leben schlechthin kann mitreißend wirken:

„Entgegen nun schwillt meine Brust dem Schnaps,  
den ich geschenkt aus eisgekühlter Flasche.  
Sieh, wie er perlt und leuchtend lacht!  
Ich heb' ihn empor, den großen, lebendigen Diamanten!  
Kornbranntwein – das ist – Dänemark!  
Ich sitze — bereit für den besten Augenblick.  
Hier ist es fein. Hüte passieren das Fenster. Viel Volk verkehrt auf der Straße.  
– Prost! – – –  
Ich habe mir gesagt: das Leben und die Sonnensysteme gehen glänzend.“

Auch dieses würde ich als dänisch bezeichnen.

### *Grundtvig und Kierkegaard*

Wenn ich nunmehr zum Schluß eine Bemerkung über Grundtvig und Kierkegaard mache, dann scheint mir, mit deutschen Augen betrachtet, Kierkegaard wesentlicher zu sein als Grundtvig. Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Ich stehe mit dem schuldigen Respekt vor Grundtvig, aber ich bin von ihm nicht ergriffen. Er hat unendlich viel für Dänemark bedeutet: religiös, literarisch, politisch, in erster Linie jedoch für Dänemark. Und dann kam das, was man aus ihm gemacht hat. Sein Silbergeld scheint mir in allzuviel kleines Kupfer umgewechselt zu sein. Elemente seines originalen Nationalgefühls entgingen, wenn ich es richtig sehe, nicht der Gefahr, sich zur Selbstzufriedenheit hinunterzuentwickeln. Wenn Grundtvig von dem kleinen Dänemark spricht, das er über alles liebt, dann glaubt man es ihm, nicht aber gewissen Interpreten, die gelegentlich mit der Kleinheit kokettieren. Außerdem ist es ja falsch, von dem

kleinen Dänemark zu sprechen: es leistete und leistet unübersehbare Dinge – vom Porzellan bis zu den Möbeln, von Jens Peter Jacobsen bis zu Niels Bohr, von Grundtvig bis zu Kierkegaard.

Warum erscheint uns Kierkegaard nicht nur dänisch, sondern schlechthin bedeutend für den westlichen Kulturkreis? Grundtvig predigte Gemeinschaft, Kierkegaard predigte den einzelnen. In dieser Spannung lebt der Mensch heute wie ehemals. Heute jedoch möchte das Individuum sich behaupten zwischen den offerierten Systemen. Dazu kann ihm Kierkegaard helfen. Er zeigt uns, daß der Ästhetiker den höchsten Wert des Lebens im Genuß sucht, daß er keine Bindungen auf sich nehmen will. Er zeigt uns weiter, daß der Ethiker bereit ist, in Verantwortung und Pflicht zu leben, daß er das Leben als eine Berufung empfindet. Der eine lebt im Augenblick, der andere in der Zeit. Und dann führt uns Kierkegaard in seiner Darstellung zu dem Höhepunkte, zu dem Menschen, für den der tiefste Sinn des Lebens im Verhältnis zu Gott liegt. Das Ästhetische, das Ethische, das Religiöse, die Stadien auf dem Lebensweg sind zu durchschreiten. Nuancen und Zwischenstationen sind das ironische und das humoristische Element. Hier ist Grübeln und Eleganz im Geiste zugleich. Aber hier ist auch Entscheidung. Und niemand kann im Zweifel über die rechte Entscheidung sein, wenn er Kierkegaard gelesen hat.

Der Deutsche Hebbel sagte einmal: „Leben heißt, tief einsam sein.“ Der Däne Jacobsen schrieb den Satz: „Es war die große Traurigkeit, daß eine Seele immer allein ist.“ In der Spannung zwischen dieser Einsamkeit und dem Geborgensein in den Bindungen des familiären und volklichen Lebens scheint mir das Wesen dänischen Geistes zu liegen.



## Pädagogische Strömungen in Deutschland – Fragen einer Schulreform

Das Thema „Pädagogische Strömungen in Deutschland – Fragen einer Schulreform“ ist so komplex, daß es mir sinnvoll erscheint, es zunächst in einer Vorbemerkung ein wenig einzuengen. Es wäre sicherlich sehr reizvoll, einmal in einer Untersuchung die Gesamtsituation des pädagogischen Lebens in Deutschland darzustellen, beginnend mit den Fragen der Kinder- und Schulkindergärten, über die Grund-, weiterführenden und berufsbildenden Schulen, wobei die Fragen der Unterrichtsgestaltung, der Methodik und der Didaktik genauso intensiv zu beleuchten wären wie etwa die Frage nach den Erziehungszielen, der Schulorganisation und der Schulverwaltung.

Als gute Pädagogen wissen wir alle um die Bedeutung der Anschauung für unseren Unterricht. Pestalozzi formulierte es so: „Der Ausgangspunkt jeder Erkenntnis ist (somit) die Anschauung.“ In Verfolg dieser pädagogischen Einsicht will ich daher nur drei pädagogische Situationen näher untersuchen und ihre theoretische Grundlegung darstellen. Ich hoffe, daß in meinen Ausführungen sichtbar wird, daß diese drei Problemkreise:

*Gruppenunterricht*

*Unterricht in der Abschlußklasse der Volksschule*

*Auflösung starrer Organisationsformen*

nicht rein zufällig herausgesucht worden sind, sondern daß man bei der Behandlung dieser Fragen sich inmitten der Problematik der augenblicklichen pädagogischen Situation in Deutschland befindet.

### Gruppenunterricht

Klären wir zunächst den Begriff: Wenn in einer Schulklasse Gruppen zu bestimmten Zwecken gebildet werden, kann man schon von *Gruppenunterricht* sprechen (nach einer Definition von Günter Slotta<sup>1</sup>. Wenn diese Gruppen innerhalb ihres Klassenverbandes zu der Vorarbeit, der Durcharbeit, der Nacharbeit eines Unterrichtsgegenstandes – es ist dabei zunächst unerheblich, ob die Gruppen nur einen Teil dieses Bearbeitungsverlaufes oder ihn insgesamt durchführen – eingesetzt werden, dann spricht man von einer *Gruppenarbeit*. Stellen wir also fest, daß Gruppenunterricht sich vorerst nur als eine Organisationsform darstellt, so werden wir seine Wurzeln weit zurückverfolgen können. „Aufgliederung einer Schülerschar nach Gruppen gibt es wohl seit dem Bestehen von Schulen“, kann man im Lexikon für

Pädagogik, Bern 1950, lesen. Beginnend bei Helfersystemen, die durch die Schulorganisation bedingt sind (einklassige Landschulen), reichen die Formen über das einfache Zusammensitzen in Gruppen bis zur Zusammenarbeit der Schüler in Gruppen. Über das rein Organisatorische gewinnt die Gruppe ihre große Bedeutung aber erst im Bereich der „sozialen Reifung in der Schule“ (Ursula Walz<sup>2</sup>). Der Akzent wird dabei von der äußeren Form auf das erzieherische, und zwar hier auf das sozialerzieherische Moment verlagert. Ein weitere Bedeutung wird man der Arbeit in der Gruppe zumessen müssen, wenn man sie als Unterrichtsform betrachtet. Denn hier wird der darbietende und fragend-entwickelnde Unterricht durch erarbeitende Formen ersetzt.

Am Beginn einer gruppenpädagogischen Unterrichtsform wird die Tischrunde, die Freundschafts-, Interessen-, Sympathiegruppe stehen, bei der es am Anfang um die Einübung gewisser Sozialformen geht. Aus dieser Spiel-, Beschäftigungs- und Übungsgruppe entwickelt sich dann die Arbeitsgruppe, deren optimale Größe bei vier bis sechs Schülern liegt. Diese Arbeitsgruppen können nun innerhalb des Klassenverbandes Teilarbeiten (Vorbereiten, Sammeln, Beobachten, Zusammentragen, zeichnerische Darstellungen, Üben, Anwenden) durchführen, sie können aber auch mit einer umfassenden Arbeit (Vorhaben) betraut werden. Es muß dann für jedes Gruppenmitglied die Arbeit differenziert werden. Hier liegen große Chancen, aber auch große Gefahren. Das Grundschemata Arbeitsteilung–Arbeitsdurchführung–Arbeitsvereinigung verlangt vom Lehrer gründliche Vorüberlegungen, Bereitstellung vielfältiger Arbeitsmittel und verlangt eine Klasse, die im sozialerzieherischen Bereich notwendige Verhaltensformen geübt und sich zu eigen gemacht hat, die im arbeitstechnischen Bereich die vielfältigen Möglichkeiten selbständigen Erarbeitens anzuwenden weiß<sup>3</sup>.

\*

Der Gruppenunterricht hat seine Wurzeln in jener großen pädagogischen Bewegung, die um das Jahr 1890 einsetzte und im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts an Kraft gewann, um dann nach dem ersten Weltkrieg in der Weimarer Republik die Grundzüge der Schulpolitik zu bestimmen: die *Reformpädagogik* oder, um es mit einem Schlagwort zu kennzeichnen, die „Pädagogik vom Kinde aus“. Es bleibt das unbestreitbare Verdienst von Gaudig, Scheibner und nicht zuletzt Kerschensteiner und Peter Petersen, daß die Aktivität des Schülers als mitbestimmender Faktor in den Unterrichtsverlauf einbezogen wurde. Kerschensteiner sah 1910 sogar in der Umwandlung des überkommenen Frontalunterrichts in „Arbeitsgemeinschaften“ ein neues Fundament der Erziehung.

*Und was sagt unsere Zeit dazu?*

„Ausgesprochen selten findet man den Gruppenunterricht, in dem ein

Gesamtthema auf einzelne Gruppen verteilt und von diesen dann selbständig erarbeitet wird ...“<sup>4</sup>

„Epochentypisch ist für uns (unsere Zeit) die Gruppenarbeit.“<sup>5</sup>

Zwei völlig verschiedene Antworten! Wir meinen, daß sie dennoch in einem inneren Zusammenhang stehen, und wollen es in einer theseartigen Zusammenfassung darstellen.

1. Gruppenunterricht und Gruppenarbeit sind kein pädagogisches Allheilmittel, und wer beides in seinem Unterricht nur „anwenden“ will, um „up to date“ zu sein, zeigt eine Geisteshaltung, die einem Erzieher der Jugend nicht würdig ist. Gruppenarbeit als alleinige Methode angewandt, wäre eine untragbare Verarmung der Unterrichtsarbeit.
2. Gruppenarbeit erscheint aber unter zwei Aspekten bedeutungsvoll: einmal als neue Form des Wissenserwerbs und zum anderen als eine besondere Form der sozialen Erziehung.
  - a) In der Gruppenarbeit kann man in höherem Maße als in den anderen Unterrichtsformen gerade jene Eigenschaften im jungen Menschen entwickeln, die unsere Zeit vom Erwachsenen fordert und die der moderne Mensch beherrschen muß: Das Lernen, wie man lernen muß.  
„Wissen bzw. Bruchstücke von Wissen wird überreichlich in unseren Schulen angehäuft. Mit einem Minimum an Wissen Strukturen zu erkennen, lernen, wie man Wissen ordnet, das ist die heutige Aufgabe der Schule.“<sup>6</sup>
  - b) Wer die Gruppe nicht nur als Organisationsschema, sondern als einen sozialen Verband ansieht, der bewegt sich bereits in den Denkkategorien der modernen Gruppenpädagogik, der hat erkannt, daß ein unserer Gesellschaftsstruktur angepaßter Unterrichtsstil anders aussehen muß als ein Unterrichtsstil, der einer autoritären Gesellschaftsordnung angemessen war.  
„Die Schule, die mit Hilfe des gruppenpädagogischen Stils Sozialerziehung ermöglicht, erfüllt die Aufgabe der Anpassungshilfe an die Strukturen der modernen Lebensformen. Sie gibt dem Lehrer die Möglichkeit, den Schüler nicht nur in seiner schulischen Leistungsfähigkeit zu sehen und zu fördern, sondern darüber hinaus das Kind als Mensch in seinem Verhalten zu seinen Mitmenschen zu erleben und zu verstehen. Jedes einzelne Kind erhält dabei die Chance, sich als brauchbares und nützliches Glied zu zeigen.“<sup>7</sup>

Der Unterricht in der Abschlußklasse der Volksschule

Bei einer Darstellung der pädagogischen Situation in Deutschland wird man unbedingt auch die Frage der Dauer der Schulzeit und ganz besonders die Frage der Dauer des pflichtmäßigen Besuchs der Volksschule darstellen müssen.

Nun sind wir in Schleswig-Holstein in einer besonderen Lage, denn

schulorganisatorisch haben wir bereits seit hundertfünfzig Jahren das neunte Schuljahr. Von 1814 bis 1938 hatten die Schulen ein neuntes Schuljahr. Erst das Reichsschulpflichtgesetz vom 6. Juli 1938 brachte als „Neuerung“ die Aufhebung des neunten Pflichtschuljahres. Es wird dem Parlament und der Landesregierung von Schleswig-Holstein immer zur Ehre gereichen, daß sie mit Wirkung vom 1. April 1947 das neunte Schuljahr wieder einföhrten, denn erst vor wenigen Tagen faßten die Kultusminister auf ihrer Konferenz in Trier den Beschluß, nunmehr in allen Ländern der Bundesrepublik das neunte Volksschulpflichtjahr einzuföhren. In Baden-Württemberg, in Bayern, in Nordrhein-Westfalen, in Rheinland-Pfalz und im Saarland gibt es nämlich bisher nur die achtjährige Schulpflicht und nur z. T. freiwillige neunte Schuljahre. Es mehren sich aber die Stimmen, die eine weitere Verlängerung der Volks Schulpflicht auf zehn Jahre gebieterisch fordern.

#### *Die Gründe für eine Verlängerung der Volksschulpflicht*

auf ein neuntes und zehntes Schuljahr lassen sich in drei Aspekten zusammenfassen:

a) vom Schüler her      b) von der Gesellschaft her      c) von der Pädagogik her.

a) *Vom Schüler her* gibt es zunächst eine Reihe von medizinischen Gründen, die ich nur andeuten kann. Mit vierzehn bzw. fünfzehn Jahren befindet sich der Schüler mitten in den puberalen Phasen. Durch das verstärkte Längenwachstum mit der unzureichenden Füllung kommt es zu allgemeinen Disharmonien. Diese organischen Diskrepanzen bringen für das vegetative Nervensystem erhebliche innere Belastungen. In solchen Krisenzeiten ist zu körperlicher Schonung zu raten. Durch den Berufseintritt erfährt der schon gefährdete Körper aber ein abrupte Änderung in seinem Lebensrhythmus, die in dieser Krisensituation sich noch ernster auswirkt. Schließlich muß bei diesem medizinischen Aspekt noch auf die Akzeleration, die mit ihr verbundene sexuelle Frühreife und auf den allgemein schlechten Gesundheitszustand verwiesen werden.

Aus psychologischer Sicht wird man feststellen müssen, daß die festgestellte medizinische Disharmonie einen Zeitabschnitt kennzeichnet, den man schon seit langem als das erziehungsbedürftigste Alter bezeichnet hat. In einem Zeitraum, in dem der junge Mensch in der Ablehnung aller Werte sich auch von allen Bindungen – und hier vor allem der Familie – löst, braucht er besonders die verstehende Hilfe eines Erziehers, der nicht nur während der sechs bis acht Stunden Berufsschule in der Woche ihm nahe ist. Untersuchungen haben eindeutig festgestellt, daß die Fähigkeit zur echten Berufswahl in der Regel noch nicht gegeben ist<sup>8</sup>. Schließlich dürfen wir auf keinen Fall jene merkwürdige Entwicklung übersehen, die der Akzeleration gegenübersteht. Wir stellen immer wieder fest, daß der Beschleunigung des körperlichen Wachstums ein signifikantes Nachhinken der seelisch-geistigen Entwicklung gegenübersteht.

b) *Von der Gesellschaft her* sind die Gründe zur Verlängerung der Schulpflicht in verschiedenen Bereichen zu finden. Nach dem Artikel 26, Absatz 2 der Charta der

Menschenrechte der UNO soll die Erziehung die volle Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit zum Ziele haben. Zur Erfüllung dieses Rechtsgrundsatzes sollten finanzielle Gründe kein Hindernisgrund sein, zumal heute – ausgehend von amerikanischen Untersuchungen – die Einsicht stärker wird, daß Investitionen auf dem Bildungssektor eine größere Rendite erbringen als Investitionen auf dem Sektor des Realkapitals. „Investitionen in Maschinen sind nicht so ertragreich wie Investitionen in den Menschen!“<sup>9</sup> Aus der sozialen Gerechtigkeit heraus kann man nicht nur einem Teil der Jugendlichen das Verbleiben in der Schule gewähren. Unsere Demokratie setzt als Staatsform das mitverantwortliche Denken und Handeln seiner Bürger voraus, und sie kann es sich einfach nicht leisten, den Großteil ihrer Jugendlichen und späteren Bürger zu einem Zeitpunkt aus der Schule zu entlassen, wenn diese Jugendlichen gerade beginnen, für diese Fragen ansprechbar zu werden.

c) *Von der Pädagogik her.* Wir haben in den Begründungen für eine Verlängerung der Schulpflicht bereits die Aufgaben und Ziele anklingen lassen: Es ist die Aufgabe des neunten (und zehnten) Schuljahres, den jungen Menschen aus der Sphäre des Schülers in die Welt des Berufes hinüberzuleiten. In drei Thesen zusammengefaßt ist es:

- a) *die Hinführung zur Arbeitswelt*
- b) *die politische Bildung und Erziehung*
- c) *die Erziehung zu sinnvoller Gestaltung der Freizeit*

Es ist selbstverständlich, daß die bislang in der Schule erworbenen Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten eines soliden Grundwissens durch Übung und Wiederholung gefestigt und unter Umständen auch noch erweitert werden.

Wenn wir uns in unseren Schulstuben des neunten Schuljahres einmal umsehen, so wird auf dem Gebiete der „Hinführung“, vielleicht sollte man noch deutlicher sagen, der „Einführung“ in die Arbeitswelt noch zu wenig getan. Das ist auch nicht verwunderlich, denn der Umfang dieser Aufgabenstellung ist so breit, daß er sich nur in einer Schule mit einem neunten und zehnten Schuljahr verwirklichen läßt. Es sollen heute nur einige Teilbereiche dieses Problemkreises genannt werden.

Die Aufgabe der Einführung in die Arbeitswelt müßte wohl in folgenden Abschnitten erfolgen:

- a) Einrichtung der Sozial-, Betriebs- oder Berufspraktika
- b) Erkundung der heimatlichen Arbeitswelt
- c) Elementare Technologie
- d) Technisch-praktische Grundausbildung (im Werken)<sup>10</sup>

#### *Die politische Bildung und Erziehung*

Ich möchte aber gern ausführlicher auf einen anderen Teil der Arbeit des neunten Schuljahres eingehen, auf die *politische Erziehung*. Zuerst zwei Vorbemerkungen:

- a) Die politische Erziehung ist nicht auf das letzte Schuljahr beschränkt, ich

beschränke mich aber in meiner Darstellung nur auf das neunte Schuljahr.

- b) Politische Erziehung heißt nicht, parteipolitisch zu erziehen im Sinne der Regierung oder der Opposition.

Die Aufgabe der politischen Erziehung muß es sein, den jungen Menschen einsichtig und bereit zu machen, als Staatsbürger mitverantwortend und mitgestaltend in unserer Demokratie zu handeln. Aus den drei Quellen „Wissen, Können und Handeln“ gespeist, sollen verantwortungsvolle, kritisch-wache Bürger erwachsen. Das ist sicherlich in der Volksschule nicht so einfach zu bewältigen, denn die verwickelten, geschichtlich bedingten Zusammenhänge unseres heutigen politischen Lebens sind dem Fünfzehnjährigen noch nicht voll zu erschließen. Wir müssen uns zwangsläufig in einem Vorfeld und nicht im Innenraum des Politischen bewegen. Aber dieses Vorfeld ist nun einmal notwendig, und dieses Vorfeld liegt im Bereich der Schule. Hier müssen wir aufbauen, wenn einmal echtes politisches Verhalten geübt werden soll. Die Vorstufen der Unterrichtung, des Hineingewöhnens in demokratische Verhältnisse, die Vorstufe des Tuns und des Gründens einer Haltung, des Bejahens und Wertschätzens einer freiheitlichen politischen Ordnung sind der Schule zugeordnet. Dazu gehören nun Kenntnisse und die Fähigkeit, sie selbständig zu erweitern. Dazu gehört die Einsicht in die Notwendigkeit gewisser Ordnungen. Und schließlich gehört dazu das Handeln, das auf Kenntnissen und Einsichten beruht, zudem aber dann auch die Willensimpulse aus Verstand und Gewissen treten.

Im neunten Schuljahr werden wir uns – im Gegensatz zu den vorhergehenden Schuljahren – bei der politischen Erziehung auf Kenntnisse und Wissen stützen können. In der Grundschule haben wir die Kinder an Formen des sozialen Verhaltens gewöhnt, in ihnen den Mut zum Einstehen für die eigene Meinung und die Bereitschaft gestärkt, die Meinung des anderen anzuhören. Im letzten Schuljahr führen wir den Schüler unmittelbar an Epochen und Menschen heran. Aus geschichtlichen Quellen, den Abschiedsbriefen von Widerstandskämpfern, dem Tagebuch der Anne Frank, dem Tagebuch des Kommandanten von Auschwitz, Höß, werden unsere Schüler betroffen, angerührt von guten und bösen Handlungen. Wir wollen dabei Mitgefühl erwecken, zum Nachdenken anregen, den geistigen Horizont erweitern und gleichzeitig eine Ahnung davon geben, daß das Leben auch in Bahnen verlaufen kann, die den Gedanken an persönliches Wohlergehen zugunsten anderer Ziele zurücktreten lassen. Die Existenz des geteilten Deutschland, das Bestehen der Ost-West-Blöcke, das Erwachen der jungen Völker in Asien und Afrika, die Automation – alles das sind Probleme, die in unseren neunten Klassen behandelt werden. Kenntnisse unserer staatlichen Institutionen und Grundbegriffe gehören zum Wissensbereich. Allerdings versuchen wir, uns hierin zu beschränken und nicht so sehr die lückenlose Kenntnis von dem Aufbau einer Verwaltung zu verlangen, als vielmehr den arbeitenden Menschen und seine Beziehung zu und in dieser Institution zu zeigen. „Was tut denn eigentlich der Oberbürgermeister?“ und „Was geht mich eigentlich der Bundestag in Bonn an?“ sind

Fragen, die dem Horizont unserer Kinder entsprechen, aber sie von Natur aus nicht unbedingt interessieren. Damit will ich gleichzeitig auf die Schwierigkeiten im Bereich des Wissens hindeuten.

Eine Grundeinsicht und Grunderfahrung möchte ich abschließend zu der Frage der politischen Erziehung noch erwähnen:

Der Stil des Zusammenlebens in einer Schule muß demokratisch geprägt sein, wenn unser Bemühen um politische Erziehung nicht vergebens sein soll. Weder der väterlich sorgende, alle Schwierigkeiten abwendende oder umgehende Lehrer noch der autoritär regierende sind hier am Platze. Die Atmosphäre des letzten Schuljahres muß vielmehr schon mitgeprägt werden von dem Stil der Sachlichkeit der späteren Arbeitswelt. Die Schüler müssen mit kleinen Schwierigkeiten selbst fertigwerden und sollen versuchen, sich auch einmal gegen eine Mehrheit durchzusetzen. Freilich, das hört sich leichter an – aber die Demokratie ist nun einmal eine schwere Sache und verlangt das Üben, das Hineinfinden, das Hineinwachsen unbedingt schon in der Schule.

#### Auflösung starrer Organisationsformen

a) *Die innere Differenzierung.* Hierbei handelt es sich um eine Maßnahme innerhalb der Klasse, bei der unter grundsätzlicher Beibehaltung des Klassenverbandes eine Gruppierung nach verschiedenen Möglichkeiten und unter verschiedenen Gesichtspunkten erfolgen kann. Das weite Feld des Gruppenunterrichts öffnet sich hier.

b) *Die äußere Differenzierung* ist die zeitweise Aufgliederung aller oder eines Teils der Klassen einer Schule und Neuordnung zu Kursen. Bei den *Niveaurokursen*, die vornehmlich zur Übung und Leistungssteigerung in den Fächern Deutsch und Rechnen angesetzt werden, können wir

1. horizontal gliedern, d. h. leistungsfähige Schüler aus Parallelklassen werden zusammengezogen,
2. vertikal gliedern. Hier werden leistungsgleiche Schüler ohne Rücksicht auf den Schuljahrgang zusammengefaßt.

Neben diesen Niveaurokursen bieten sich die vielfältigen Formen der *Neigungskurse* an, die man meistens mit dem Begriff der „Arbeitsgemeinschaft“ kennzeichnet. Die Inhalte dieser Arbeitsgemeinschaften brauchen nicht nur „Schulstoffe“ zu sein, es können auch die altersgebundenen Interessen der Kinder sein: Modellbau, Briefmarkensammeln, Fotografieren u. ä.

Wie ist nun dieses pädagogische Anliegen der Differenzierung und – wir können die Fragestellung erweitern – wie lassen sich die dargestellten pädagogischen Phänomene in ein Gesamtbild der deutschen Schule der Gegenwart einordnen?

Das Erscheinungsbild dieser, der Schule Ramsharde in Flensburg, und das Leben in ihr können gleichsam symbolhaft für das deutsche Schulwesen angesehen werden. Wir sind in ein altes Haus gekommen; auch etwas frischer Anstrich kann dem beinahe

ehrwürdigen Alter dieses Hauses nichts abnehmen. Aber in diesem alten Haus herrscht ein erstaunliches Leben, haben Schüler und Lehrer gemeinsam neue Arbeitsformen entwickelt. Hier sind überkommene starre Organisationsformen durchbrochen, und hier bemüht man sich, die Aufgabe dieser Schule auf die besonderen Erfordernisse dieses Schulbezirks in dieser unserer heutigen Zeit abzustellen.

Genauso stellt sich uns heute auch das Bild der deutschen Schule dar: ein altehrwürdiges Gebäude, das eigentlich nicht mehr in die in einer tiefgreifenden Umwandlung sich befindende Umgebung paßt. Zwar herrscht in diesem Gebäude reges Leben, aber wenn dieses Leben voll wirksam werden soll, dann darf es nicht durch viele schmale Treppen, durch Beengungen und altmodischen Zierrat gehemmt werden.

Hier muß ein Wandel kommen, und nur eine aktive Schulpolitik kann diesen hervorrufen. Zwar haben wir in den neunzehn Jahren nach der Beendigung des Krieges ein Wirtschaftswunder von erstaunlichem Ausmaße erlebt, aber genauso erstaunlich ist, wie es uns über unsere eigene Lage hinwegtäuscht. Nach den gewaltigen Kriegszerstörungen und der Demontage haben unsere Wirtschaft und unsere Industrie mit der Hilfe des Marshall-Planes und einer unerhörten Anstrengung sowohl bei den Arbeitgebern wie bei den Arbeitnehmern einen außerordentlichen Aufschwung erlebt, eben „das Wirtschaftswunder“, das auch heute noch anzuhalten scheint. Wir dürfen aber nicht die Augen vor der Tatsache verschließen, daß die Entwicklung in der Welt auf anderen Gebieten schon in weitere Phasen eingetreten ist, die wir noch nicht oder nur sehr schwach mitvollzogen haben.

Einige Beispiele mögen das verdeutlichen. In dem Bereich der Grundlagenforschung, in den technischen Zweigen der Atom- und der Raketenforschung sind wir im Rückstand, nicht zuletzt deshalb, weil Spitzenbegabungen auf dem Gebiete der Physik und Mathematik von den viel besseren Arbeitsmöglichkeiten in den USA abgeworben werden. Am deutlichsten wird dieser Zustand aber sichtbar auf dem Gebiet der Schulen und Hochschulen, der allgemeinen Volksbildung. Einige Zahlen mögen die Situation deutlicher machen.

<i>1. Besuch von Vollzeitschulen</i>	Bundesrepublik	Norwegen	USA
im Alter von 15 Jahren	37 %	60 %	96 %
im Alter von 18 Jahren	10 %	28 %	43 %

### *2. Steigerung der Abiturientenzahlen*

Bis 1970 soll die Zahl der Abiturienten steigen: in Frankreich um 195 %, in Schweden um 138 %, in Belgien und Holland um 100 % und in der Bundesrepublik um 19 %.

### *3. Aufwendungen im Bereich der Bildung*



Hier handelt es sich um die Ausgaben des Staates im Bildungsbereich im Verhältnis zu den Ausgaben der öffentlichen Hand. Der Durchschnitt wird 1970 etwa bei 4,4 % liegen, in den USA aber bei 5,26 %, in Frankreich bei 4,5 % und in der Bundesrepublik nur bei 3,21 %. Damit wird die Bundesrepublik im Bereich der Aufwendungen für die Bildung seines Volkes sich Jugoslawien, der Türkei und Griechenland zugesellen.

Es ist nun ein unwiderlegbarer Grundsatz, daß Kultur und Bildung untrennbar verbunden sind mit dem sozialen, wirtschaftlichen und politischen Leben eines Volkes. Kann man es zulassen, der Jugend eines Volkes die ihr notwendige geistige Zurüstung nur mangelhaft zukommen zu lassen? Wir sind in unserer heutigen Welt in einen wirtschaftlichen und sozialen Konkurrenzkampf zwischen dem Osten und dem Westen gestellt. „Dieser Konkurrenzkampf wird immer deutlicher mit wissenschaftlichen Mitteln und Methoden ausgefochten, und der Aufbau und die Beherrschung dieser wissenschaftlichen Grundlagen und Mittel werden immer eindeutiger den Schulen zugewiesen, von der Grundschule bis hinauf in alle Verzweigungen der allgemeinbildenden und berufsbildenden Schulen und Hochschulen. Das entscheidend Neue der heutigen Situation ist aber nun, daß das eigentliche Bildungs- und Ausbildungsproblem nicht mehr allein die Bildung und Ausbildung der Elite ist<sup>11</sup>. Wesentlich und kennzeichnend für die heutige Zeit ist es eben, daß ein breiter Strom zum „Anschluß nach oben“ benötigt wird. Henry Ford II hat dieses Problem kürzlich in einer Rede behandelt. Er sagte:

„Der Mangel an Bildung wird in Zukunft ein noch größeres Handicap sein als heute. Während unsere Technik sich weiterentwickelt und während die vorgeschriebenen Minimumlöhne steigen, wird die Zahl von Arbeitsplätzen für ungelernte Arbeiter sinken. Die mangelhaft Ausgebildeten werden immer größere Schwierigkeiten haben, sich zu behaupten. Die Lösung dieses Problems kann nicht darin bestehen, die Anforderungen nach dem niedrigen Bildungsniveau unserer Bevölkerung auszurichten, sie liegt vielmehr in der Hebung des Bildungsniveaus unserer Bevölkerung, so daß sie in die Lage versetzt wird, Arbeiten zu verrichten, die weniger Muskeln, aber mehr Köpfchen verlangen.“

Wenn wir vorher aus ernster Sorge um das Bildungsgeschehen in Deutschland sehr kritisch einiges Zahlenmaterial beleuchtet haben, so müssen wir andererseits mit Genugtuung feststellen, daß in den letzten Monaten der Bereich der Bildung immer stärker in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses gerückt ist. Heute liest man regelmäßig in Zeitungen und Zeitschriften etwas über diesen Problemkreis. Politische Parteien, Regierungen, Verbände, Gewerkschaften und Einzelpersonlichkeiten nehmen Stellung dazu, und je nach dem Standort hören wir etwas vom „Bildungsnotstand“, von notwendigen „Reformen“, von „Plänen für das Bildungswesen“. In einem Punkt stimmen sie alle überein: „Es muß etwas geschehen!“

Was dieses „Etwas“ nun sein kann oder sein soll, welche Vorstellungen hier herrschen,

die Darstellung dieser Meinungen würde ein weiteres und viel breiter angelegtes Referat erfordern.

Aber vielleicht wird es mir gestattet sein, meine persönliche Meinung vorzutragen, allerdings in Anbetracht des Umfangs der Sache nur thesenartig.

1. Das Dreiersystem eigenständiger Schulgattungen hat sich in ein System der Ausgliederung und vielfach des unproduktiven Nebeneinanders entwickelt. Die Schulgattungen sind Einbahnstraßen, häufig sogar Sackgassen geworden.
2. Unsere Zeit fordert aber ein Schulwesen, das die Tore für alle Begabten nach oben öffnet, das elastisch vertikale und horizontale Übergänge zuläßt.
3. Das Ordnungsgefüge unseres Bildungswesens muß bestimmt werden durch die Eigenart der Entwicklungsphasen, die der junge Mensch zu durchlaufen hat, bevor er in die Welt der Erwachsenen eintritt.
4. Für unterschiedliche Begabungen sind geeignete Bildungswege vorzusehen.
5. In Konsequenz der aufgeführten Punkte muß die Gliederung des allgemeinbildenden Schulwesens erfolgen in
  - a) eine Schule der Kindheit: die Grundschule
  - b) eine Schule für den Übergang von der Kindheit zur Jugend: die Mittelstufe
  - c) eine Schule für die Jugend: die Oberschule

Diese Vorstellungen scheinen im Augenblick noch Zukunftsmusik zu sein, aber unser Jahrhundert ist schneller, mobiler geworden als seine Vorgänger. Und es erscheint gar nicht so illusionär, wenn Jean Fourastié in seinem Buch „Die große Hoffnung des 20. Jahrhunderts“ ausführt: „Geistige Bildung und Kultur werden glänzend sein; die Hälfte oder drei Viertel der Bevölkerung werden eine hochschulmäßige Bildung haben. Bildungsstand, aufgelockertes Wohnen, Freizügigkeit und Initiative selbst in untergeordneter Arbeit und die Vielfalt der Verkehrsmittel und Erholungsmöglichkeiten werden in wenigen Generationen die persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten des Menschen fördern und entwickeln.“

#### Literaturangabe

- 1 Günther Slotta: Die Praxis des Gruppenunterrichts und ihre Grundlagen. Bremen 1954.
- 2 Ursula Walz: Soziale Reifung in der Schule, die sozialerzieherische Bedeutung von Gruppenunterricht und Gruppenarbeit. Berlin, Hannover, Darmstadt 1960.
- 3 Ausführlicher im „Handbuch für Lehrer“, Bd. 2, Gütersloh 1961, Seite 139 f.
- 4 Thomas Ellwein: Was geschieht in der Volksschule? Berlin, Bielefeld 1960, Seite 82.
- 5 Anne Banaschewski: Aufgaben der Schule in einer gewandelten Welt. In „Die Deutsche Schule“, Heft 6, 1963, Seite 296.
- 6 Anne Banaschewski: a. a. O. Seite 297.
- 7 Ernst Meyer: Sozialerziehung und Gruppenunterricht international gesehen. Stuttgart 1963, Seite 67.

- 8 Bernhard Wittmann: Begründungen zur Notwendigkeit der Verlängerung und des Ausbaues der Volksschule. „Die Deutsche Schule“, Heft 2/1960.
- 9 Walter Rövenich: Schule und Wirtschaft im Zeichen der europäischen Integration. Vortrag am 15. Oktober 1964 in Lübeck.
- 10 Ausführlicher bei Wolfgang Kafki: Die Einführung in die Arbeits- und Wirtschaftswelt als didaktische Aufgabe. „Die Schleswig-Holsteinische Schule“, Heft 20 und 21/1964.
- 11 Heinrich Roth: „Die Zukunft der Volksschule“. „Die Deutsche Schule“, Heft 11/1963, Seite 554.
- 12 Alfons Otto Schorb: „Schule und Lehrer an der Zeitschwelle“, Stuttgart 1962.
- 13 Theodor Wilhelm: „Pädagogik der Gegenwart“, Stuttgart 1959.
- 14 Rudolf Engelhardt: „Erziehung ohne Widerstand?“, Essen 1959.

*Reden bei der Einweihung des deutschen Gymnasiums in Apenrade  
am 26. September 1964*

*Der Schlußstein im Aufbau des Schulwesens der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig ist der Neubau des deutschen Gymnasiums in Apenrade. Für die deutschen Nordschleswiger war es besonders bedeutungsvoll, daß sie eine Woche nach dem Verlust ihres Folketingsmandats das neue Haus einweihen konnten, bei welcher Gelegenheit nicht nur von deutscher, sondern auch von dänischer Seite dieses Ereignis gewürdigt und die Bedeutung des Minderheitenschulwesens für das Leben des Grenzlandes besonders betont und herausgestellt wurde.*

KARL GÄDE

## Das Haus ist gebaut ...

Ein besonderer Abschnitt im Ausbau unseres deutschen Schulwesens in Nordschleswig führt uns heute zusammen. Das deutsche Gymnasium, das bisher zu Gast war bei der benachbarten deutschen Volksschule, bezieht sein eigenes Gebäude. Der deutsche Schul- und Sprachverein hat mich gebeten, aus diesem feierlichen Anlaß als ehemaliger Leiter des deutschen höheren Schulwesens und insbesondere des deutschen Gymnasiums vor dem zweiten Weltkrieg zu Ihnen zu sprechen. Ich bin dem Wunsche gerne nachgekommen, war ich doch fast zwei Jahrzehnte lang der deutschen Schularbeit in Nordschleswig und insbesondere der höheren Schule auf das engste verbunden und hatte auch nach dem Zusammenbruch des deutschen Schulwesens im Jahre 1945 auf Grund der Kriegsfolgen die Möglichkeit, den Neuaufbau zu verfolgen und eine helfende Hand mit anlegen zu können. Es ist mir daher ein Bedürfnis, meiner Freude Ausdruck zu geben, daß das vor fünf Jahren wieder ins Leben gerufene deutsche Gymnasium jetzt ein Heim bezieht, das allen Anforderungen eines modernen Unterrichts entspricht, zugleich aber auch in seiner architektonischen Gestaltung den Beschauer anspricht – eine Bildungs- und Wirkungsstätte, die eine volle Entfaltung der gemeinsamen Arbeit von Lehrern und Schülern ermöglicht.

Es ist gewiß nicht so, daß die Arbeit in der Schule von der äußeren Hülle abhängt. Das hat das neu errichtete Gymnasium bereits unter Beweis gestellt durch die erfolgreichen Abschlußprüfungen in den letzten drei Jahren. Aber die Enge des Raumes – sowohl für das Gymnasium als auch für die gastgebende Privatschule – mußte zu manchen unterrichtlichen Provisorien und zu Unzuträglichkeiten führen, die nur dank der

verständnisvollen Zusammenarbeit der beiden Leiter der Schule überwunden werden konnten – unter Billigung der dänischen Schulbehörde.

Es ist wohl eine Selbstverständlichkeit, daß die Gedanken der Älteren unter uns und der ehemaligen Schüler, die bereits im Leben stehen, bei dieser Gelegenheit zum alten deutschen Gymnasium an der Norderchaussee, das der Konfiszierung zum Opfer fiel, hinwandern und die Zeit wachwerden lassen, die wir dort verleben durften.

Lassen Sie mich etwas verweilen bei dem Geschehen der damaligen Zeit, dem Werden des alten deutschen Gymnasiums, dessen Tradition nach Unterbrechung von mehr als einem Jahrzehnt das heutige Gymnasium wiederaufgenommen hat. Es war die Zeit des Aufbaus des deutschen Schulwesens nach dem ersten Weltkrieg, die Zeit, in der die Volksgruppe nach der Abtrennung Nordschleswigs von Schleswig-Holstein, von Deutschland sich erst zusammenfinden und in den neuen Verhältnissen im dänischen Herbergsstaat sich zurechtfinden mußte. Das galt vor allem für das Schulwesen, dem Kernstück jeder Volksgruppe.

Die führenden Männer – ich denke dabei besonders an Pastor Schmidt-Wodder und auch an Rektor Koopmann –, die bereits vor dem ersten Weltkrieg mit dem nationalen Ringen an der Nordgrenze des Deutschen Reiches vertraut waren, wußten um die Bedeutung der Schule im Grenzland. Sie wußten darum, daß Grenzland – volklich gesehen – immer Zukunftsland ist. Wer da glaubt, etwas endgültig zu besitzen, wer nur die Gegenwart sieht, hat schon begonnen, seine Zukunft zu verlieren. Denn jedes neue Geschlecht, das auf diesem Boden ewigen Ringens heranwächst, baut ihm eine neue Zukunft. Um die Jugend – nicht die von gestern oder heute oder morgen, sondern die sich immer erneuernde – geht darum das innerliche Ringen. Das Höchste und Größte, worum es bei diesem Ringen geht, ist organisches Wachsen einer gefestigten Überlieferung, einer inneren Sicherheit und Stetigkeit bei allem Gären und Branden draußen. Wer an sie glaubt und in unablässiger, unverdrossener, stiller und treuer Arbeit solchen Glauben in die Tat umsetzt, der hat die Zukunft, solange er dieses Glaubens lebt und dabei selber jung bleibt.

Das wissen die wirklichen Arbeiter im Grenzland auf beiden Seiten. Das begreifen sogar viele von denen, die sonst wohl mehr auf andere Dinge blicken. Und so steht die Schule im Mittelpunkt des Ringens um die Zukunft des Grenzlandes. Denn in der Schule verkörpert sich greifbar das meiste dessen, was an systematischen Einflüssen auf das Kind, auf den werdenden Menschen eindringt – nicht alles und nicht das Tiefste, das dringt nur von Herz zu Herz und muß zu der Schule hinzukommen. Ist aber die Form falsch angelegt, so findet dieses Tiefste keine Stätte des Wachsens und Wirkens. Darum ist von allen äußeren Dingen und Einrichtungen nichts wichtiger im Grenzland als die Schule.

Gedanken dieser Art waren es, die die deutsche Minderheit in Nordschleswig schon in den ersten Jahren nach der Abtrennung veranlaßten, Schulen zu errichten, wobei es sich zunächst in erster Linie um Volksschulen handelte, um in möglichst breitem

Rahmen den Kindern deutschgesonnener Eltern den Besuch einer deutschen Schule zu ermöglichen. Eine liberale dänische Gesetzgebung kam diesem Wunsche entgegen. Zu diesen Schulen gehörte auch eine kleine private deutsche Volksschule in Apenrade, die bereits 1920 mit neunzehn Kindern eröffnet wurde. Zunächst provisorisch in der Stadt untergebracht, wuchs die Schülerzahl bald so an, daß der Deutsche Schulverein sich entschließen mußte, ein eigenes Schulgebäude zu errichten. Der Hauptbau an der Norderchaussee wurde errichtet, zunächst nicht geplant als Gymnasium, sondern als Volksschule mit einer Mittel- und Realschule. Wer die feierliche Einweihung des schönen Gebäudes im Jahre 1926 miterlebt hat, wird sich der Hochstimmung dieses Tages erinnern. Hundertfünfzig Kinder zogen in das geschmückte Gebäude ein. Sämtliche höheren Schulen Schleswig-Holsteins hatten auf Veranlassung von Herrn Oberschulrat Dr. Edert, dem damaligen Betreuer des deutschen Schulwesens in Nordschleswig, Vertretungen entsandt und überreichten eine von ihnen gesammelte Spende in Höhe von 75 000 RM. Ein frohes Schulleben entwickelte sich bald in dem neuen Gebäude, das nun die Klassen vom ersten bis zum vierten Schuljahr und von der ersten bis zur dritten Mittelschulklasse beherbergte.

Während nun die Schule dem Mittel- und Realexamen zustrebte, setzte sich in den interessierten deutschen Kreisen immer mehr der Gedanke durch, die Schule zu einer bis zum Abitur gehenden höheren Schule auszubauen, und zwar in der Form eines Gymnasiums, das das Recht erhalten müsse, eine dänische Reifeprüfung – das Studenterexamen – auf deutsch abzuhalten. Die Gründe für den Ausbau zum Gymnasium waren verschiedener Art. Einmal galt es, für bestimmte akademische Berufe in der nordschleswigschen Heimat auch von deutscher Seite her für Nachwuchs zu sorgen, ohne daß der Ausbildungsgang der Schüler nach bestandem Mittel- oder Realschulexamen abgebrochen werden mußte. Vor allem aber – und vielleicht in erster Linie – war es notwendig, sich einen gleichmäßig fließenden Strom guter, im Volkstum wie im Heimatboden wurzelnder Lehrer für die Minderheitenschulen zu sichern. – Aber darüber hinaus sollte der deutschen Jugend Nordschleswigs über die sonstigen Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten hinaus eine höhere Schule zur Verfügung stehen zur grundlegenden Geistesbildung – eine Forderung, der heute, in unserer komplizierten Welt, erhöhte Bedeutung zukommt, da der Ruf nach geistig aufgeschlossenen Menschen, die sich geistig sammeln und selbständig arbeiten können, immer lauter wird. Die Verhandlungen mit Kopenhagen wurden aufgenommen, führten aber zunächst zu keinem Erfolg. Erst durch die Verhandlungen der deutschen Nordschleswiger mit den Sozialdemokraten anläßlich der Landstingswahl 1928 in Herning wurde der Weg frei gemacht. Da für den weiteren Ausbau der Schule zum Gymnasium eine akademische Leitung Voraussetzung war, übertrug das Kuratorium der Schule mir bereits 1927 die Leitung der Schule.

Die Schule war ein Novum, es gab kein Vorbild für das, was geschaffen werden sollte, wenigstens nicht für die Oberstufe, die 1930 mit der ersten Gymnasialklasse

ingerichtet wurde.

Gen erinnere ich mich gerade dieser Zeit des Aufbaus des deutschen Gymnasiums. Es war Neuland, das beackert werden sollte, Neuland für die Lehrer, Schüler und Eltern. Die Lehrpläne und Examensansprüche mußten ganz und voll den von den dänischen höheren Schulen gestellten Ansprüchen entsprechen. Die damit verbundene Aufgabe, tief in die dänische Sprache, Kultur und Lebensart einzudringen, war als selbstverständlich gegeben. Dies konnte nur erreicht werden, wenn eine besonders qualifizierte Lehrkraft zur Mitarbeit herangezogen wurde. Der heutige Rektor der dänischen Staatsschule unterzog sich dieser gewiß nicht leichten Aufgabe. Im übrigen arbeitete die gesamte Lehrerschaft wie ein Arbeitsteam an der neuen Aufgabe, und die Schüler setzten ihre Ehre darein, das Werk gestalten zu helfen. Dabei durfte die Aufgabe, die die Schule als deutsche Volkstumsschule hatte, nicht zu kurz kommen, weder nach der wissenschaftlichen Seite noch nach der musischen und körperlichen, und letzten Endes durfte der frohe Schülersinn unter all dem nicht leiden. Ich will das heute nicht weiter ausführen. Wer Ausführlicheres erfahren will über die Schule und das Leben in der Schule, der greife zu den Büchern unseres ehemaligen Schülers Ernst Siegfried Hansen, „Kurier der Heimat“ und „Disteln am Wege“, oder zum Jahrgang 1960 des Deutschen Volkskalenders Nordschleswig. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß die Schule, nachdem das Examenrecht in Aussicht stand, in dem damaligen dänischen Unterrichtsinspektor im Unterrichtsministerium in Kopenhagen, Dr. Højbjerg-Christensen, einen verständnisvollen, sachlichen Berater fand.

Der Grundtenor der volklichen Haltung des alten Gymnasiums war stets: Liebe zum eigenen Volkstum, Achtung vor anderem Volkstum.

Mit Schluß des zweiten Weltkrieges wurden die Pforten des alten Gymnasiums – wie die der anderen deutschen Schulen – geschlossen.

\*

Ich habe Ihnen in Kürze über ein Stück deutscher Schulgeschichte in Nordschleswig berichtet, in dem das allgemeine Geschichtsbild noch weitgehend von nationalstaatlicher Sicht bestimmt war und staatliche Interessen vielfach mit volklichen Interessen im Gegensatz standen. Das war naturgemäß auch nach dem zweiten Weltkrieg noch der Fall. Aber bald zeigte sich, daß diese enge Auffassung der weiteren Entwicklung nicht standhielt, daß die internationale Verflechtung aller europäischen Staaten dahin drängte, daß die freien Völker näher zusammenrückten, daß die Erneuerung unseres Geschichtsbildes unerlässlich war. Dies machte sich auch im deutsch-dänischen Verhältnis bemerkbar. Es würde zu weit führen, dies hier im einzelnen auszuführen. Aber die Entwicklung führte dazu, daß Gegensätzliches zurücktreten und ein gut nachbarschaftliches Verhältnis an seine Stelle treten mußte. Daß dabei auch die Frage der Behandlung der europäischen Minderheiten auftauchen mußte, die durch Jahrzehnte nicht zur Ruhe gekommen war, dürfte selbstverständlich

sein.

In dem Verhältnis Deutschland–Dänemark fand diese Frage eine als vorbildlich zu bezeichnende Lösung in den Erklärungen beider Staaten vom 29. März 1955, an deren Zustandekommen auch Schleswig-Holstein maßgebend beteiligt war. Diese Erklärungen gaben beiden Minderheiten freie Entfaltungsmöglichkeit aus der Erkenntnis heraus, daß Minderheiten am ehesten dazu beitragen können, Vorurteile zu beseitigen und Ressentiments zu überwinden. Sie begegnen ja täglich immer wieder dem fremden Volkstum, und ihnen selbst kommt letztlich die Klärung am meisten zugute. Sie können, wenn die Volkstumsrechte festgelegt sind und die Angehörigen der Minderheiten ihre staatsbürgerlichen Pflichten auf sich nehmen und jede Art von Revisionismus oder Irredentismus abweisen, eine geistige Klammer der Völker sein.

Dieser Einstellung entsprechend, gaben auch die Bonn-Kopenhagener Erklärungen den Weg frei für die Wiederrichtung des deutschen Gymnasiums, wie sie den Weg frei machten für die Befreiung der dänischen Minderheit von der Fünf-Prozent-Klausel. War damit die rechtliche Grundlage für die Wiedererrichtung einer deutschen höheren Schule gegeben, so war ein Zweites nötig, der feste Wille in der deutschen Volksgruppe, das deutsche Schulwesen wieder auszubauen bis zur Universitätsreife, wie es bis 1945 der Fall gewesen war. Ich gab bereits vor fünf Jahren anlässlich der erstmaligen Einrichtung der ersten Gymnasialklasse des neuen Gymnasiums meiner Freude Ausdruck, daß der Schul- und Sprachverein nicht auf halbem Wege stehengeblieben ist und im Interesse der Mobilisierung der geistigen Kräfte, gestützt von einer vorwärtsdrängenden Jugend, auch den letzten Schritt getan hat. Die Erfahrungen des alten Gymnasiums dürften mitgewirkt haben, da es sich einen festen Platz in der Volksgruppe geschaffen hatte und dessen Schüler, die jetzt bereits im Leben stehen, immer wieder ihre Verbundenheit mit ihrer Schule zum Ausdruck bringen.

\*

Das Haus ist gebaut. Möge in ihm eine an Körper und Geist gestählte frohe deutsche Jugend heranwachsen, eine Jugend, die fest in ihrem Volkstum steht und zugleich ein gutes Verhältnis zum dänischen Nachbarn hat, eine Jugend, die sich ihrer geschichtlichen Tradition und Aufgabe bewußt ist, dabei weltoffen, zum Nutzen und Frommen eines geeinten freien Europas.



## ... das sind sie ihrem Volk und ihrer Kultur schuldig

Es ist mir eine Ehre und Freude, dem Deutschen Schul- und Sprachverein die Glückwünsche des Unterrichtsministeriums zur Einweihung dieses neuen, schönen Gymnasiums zu übermitteln.

Es ist ein Tag, den der Schul- und Sprachverein mit Recht feiern kann. Mit diesem Gymnasium ist – wie auch der Vorsitzende des Schul- und Sprachvereins betonte – das deutsche Schulwesen in Nordschleswig voll ausgebaut. Mit Hilfe von Kindergärten und Volksschulen, Mittelschulen, der Nach- und Volkshochschulen sowie dem Gymnasium können die Kinder der deutschen Bevölkerungsgruppe nun auf ihren eigenen Schulen ausgebildet werden, es fehlt kein Glied mehr in dem Schulsystem.

Das Unterrichtsministerium verfolgt die schulpolitische Linie, daß allen Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit gegeben werden soll, sich vollständig, je nach den Fähigkeiten des einzelnen, auszubilden, welches in dem Gemeinwesen der Gegenwart eine Notwendigkeit ist. Der Deutsche Schulverein hat, soweit ich es beurteilen kann, beim Aufbau des Schulwesens der Minderheit ebenfalls diese Linie verfolgt.

Dieser Aufbau des Schulwesens ist in Übereinstimmung mit den Wünschen der Bevölkerung in Nordschleswig geschehen. Kein Befehl und keine höhere Obrigkeit hat das Bauen befohlen oder veranstaltet. Es ist die Bevölkerung selbst, die den Wunsch hatte, dies Schulsystem im Grenzland aufzubauen.

Zur Erfüllung dieses Wunsches der Bevölkerung ist von vielen Seiten beigetragen worden, ich möchte jedoch gern betonen, daß das Schulwesen der Minderheit hier in Nordschleswig auf gesetzlicher dänischer Grundlage ruht. Die dänische Gesetzgebung hat Privatschulen in Dänemark gute Existenz- und Entwicklungsmöglichkeiten gegeben, und die Kopenhagen-Bonner Erklärungen von 1955 haben bestätigt, daß das Schulwesen der deutschen Minderheit dieselben Rechte in Dänemark genießt wie andere Privatschulen auch. Wir sind – mit Recht, glaube ich – stolz auf die Unterstützung, die unser privates Schulwesen auf Grund der Gesetzgebung in Dänemark genießt, und ich kann Ihnen versichern, daß es den dänischen Behörden, sowohl den politischen wie den administrativen, am Herzen gelegen hat, diese Gesetzgebung so zu handhaben, daß auch die Schulen der deutschen Minderheit die Rechte, die diese Gesetzgebung Privatschulen in Dänemark zubilligt, haben genießen können.

Ich erwähnte eingangs, daß es auch eine schöne Schule sei, die gebaut worden ist. Ich kenne sie zwar bisher nur aus Zeichnungen und Plänen, aber ich hoffe, sie näher zu betrachten, und ich habe heute in dem „Nordschleswiger“ Schilderungen der Schule

gelesen und gesehen.

Die deutsche Minderheit in Nordschleswig hat gewiß eine Reihe von unerfüllten Wünschen. In dem kürzlich abgeschlossenen Wahlkampf hat die Minderheit darauf aufmerksam gemacht, und es ist sicherlich natürlich und wird wohl immer so sein, daß eine Minderheit unerfüllte Wünsche hat. Aber in der Situation, in der die Minderheit sich heute befindet, muß es meines Erachtens eine große Befriedigung sein, zu wissen, daß ein so großer Wunsch wie ein modernes Schulwesen und nun ein neues Gymnasium – ein Wunsch, der in so hohem Maße in die Zukunft weist – erfüllt worden ist. Hierzu beglückwünschen wir die Minderheit.

Darf ich zum Schluß meiner Bewunderung für die Jugend der Minderheit im Grenzland – und meine Worte gelten nun sowohl der dänischen Jugend südlich der Grenze als auch der deutschen Jugend nördlich der Grenze – Ausdruck geben. Es werden sehr große Anforderungen an die Ausbildung einer Jugend, die sich einer Minderheit anschließt, gestellt. Sie muß sich – und das ist eine Verpflichtung, die dieser Jugend auferlegt wird – voll und ganz nach den Anforderungen, die der Ausbildung der Jugend in dem Land, dessen Staatsbürger sie sind, gestellt werden, ausbilden. Das ist notwendig, damit sie sich in dem Land, in dem sie ihr Leben leben soll, behaupten und konkurrieren kann. Aber über diese Ausbildung hinaus muß sie die Anforderungen erfüllen, die der Ausbildung der Jugend in der Nation, der sie angehört, gestellt werden – denn das ist sie ihrem Volk und ihrer Kultur schuldig. Diese Verpflichtung gegenüber der Ausbildung ist etwas Besonderes für die Jugend einer Minderheit, wozu sich diese Jugend wegen der eigenen Zukunft bekennen muß. Ich bewundere diese Jugend, die sich zu dieser Verpflichtung gegenüber ihrer Ausbildung bekennt, und weiß, daß meine Gesichtspunkte von den Behörden in Kopenhagen geteilt werden.

Im Namen des Unterrichtsministeriums und somit im Namen des dänischen Staates beglückwünsche ich die deutsche Jugend zu ihrem Gymnasium.

## Es kommt vor allem auf die Lebenseinstellung an ...

Ich möchte mich zunächst für die freundlichen Worte, die der Vorsitzende des Deutschen Schul- und Sprachvereins, Hofbesitzer Detlef Lassen, an die Apenrader Stadtvertretung und an mich richtete, bedanken. Es trifft wohl zu, daß wir auch in dieser großen Bauangelegenheit eine lange Reihe von Verhandlungen gehalten haben, bevor wir in Gemeinschaft die ganz richtige Lösung fanden. Sollten wir das nicht beiseite lassen und heute unsere Freude darüber zum Ausdruck bringen, daß die Schlußlösung so gut geworden ist, wie es der Fall ist? Das Gymnasium ist gut gelegen in der Stadt, auch in bezug auf die auswärtigen Schüler. Es ist genügend Platz vorhanden, auch für eventuell notwendige Erweiterungen; und wenn die Grünanlagen um das Gebäude fertig angelegt sind, wird es hier sehr schön werden. Auch ich will daher gern für die guten und sachlichen Verhandlungen, die wir hierüber geführt haben, danken.

Die Entwicklung in unserem Grenzland ist immer von der außenpolitischen Entwicklung, auf die wir ja normalerweise keinen größeren Einfluß haben, bedingt gewesen und wird es immer sein. Die Geschichte unseres Grenzlandes erzählt von vielen großen und entscheidenden Beschlüssen und Ereignissen, die das Verhältnis der Bevölkerung für längere oder kürzere Zeit beeinflußt haben. Das gilt auch für das Verhältnis zwischen Dänisch- und Deutschgesinnten. Das Klima des Grenzlandes gleicht dem Aprilwetter. Es kann Hagel, Schnee und Kälte herrschen. Es kann stürmen, aber auch milde und freundlich sein wie am ersten Frühjahrsstag.

Wenn auch unser Leben von außenpolitischen Ereignissen diktiert wird, ist es doch gut, einander daran zu erinnern, daß auch wir, die wir hier wohnen, Einfluß haben. Am stärksten macht es sich in unserem Alltag bemerkbar. Es ist die Frage unseres alltäglichen Verhältnisses zu unserem Nachbarn. Es ist die Frage, zu entscheiden, was menschlich würdig und richtig ist. Es ist die Frage, uns selber rechtzeitig die richtigen und tragbaren Richtlinien der zukünftigen Entwicklung klarzumachen.

Ich glaube mich mit der ganzen nordschleswigschen Bevölkerung einig, daß wir in der Beziehung heute Frühjahrswetter haben. In den letzten zehn bis fünfzehn Jahren haben wir uns in einer für unseren Landesteil guten und ausgezeichneten Entwicklung befunden. Wir können über die gemeinsamen Probleme miteinander sprechen. Wir können über spezielle Probleme miteinander sprechen. Von beiden Seiten haben wir versucht, ein Verhältnis zu schaffen, wo der einzelne Mensch, die einzelne Familie in Freiheit und Verantwortung selbst entscheiden können. Dies ist eine Entwicklung, die wir gern sich fortsetzen sehen, und wir müssen uns daran erinnern, daß, wenn diese

Verhältnisse bewahrt und weiter ausgebaut werden sollen, es vor allen Dingen auf die Lebenseinstellung, die die Grenzlandbewohner nach innen und nach außen zeigen, ankommt. Das ist eine Frage der menschlichen Qualität.

Heute beglückwünschen wir die deutsche Minderheit zu diesem neuen, schönen und sehr modernen Gebäude, das künftig der Mittelpunkt eines Teiles der nordschleswigschen Gymnasiasten sein wird. Wir alle hier wissen, daß hinter dieser Arbeit eine ganz klare Zielsetzung liegt. Es ist eine Zielsetzung, die wir voll auf anerkennen und respektieren, und ich wünsche dem Deutschen Schul- und Sprachverein und seinem Vorstand, dem Direktor des Gymnasiums und seinem Lehrerkollegium, daß diese Arbeit von gutem Erfolg für die Jugend, der sie dienen soll, begleitet sein möge. Herzlichen Glückwunsch!

---

## DAS DEUTSCHE FENSTER...

*Wenn gesagt worden ist, daß die Schleswigfrage keine politische Frage mehr sei, dann verstehen wir dies wohl so, daß sie ihre Explosivkraft im Sinne des nationalstaatlichen Denkens des 19. Jahrhunderts endgültig verloren hat.*

*Sie hat aber nicht ihre Offensivkraft in einem geistigen Sinne verloren. Das ist uns auch unlängst von kompetenter dänischer Seite im Landesteil Schleswig – von K. O. Meyer in der Grenzakademie Sankelmark – erneut gesagt worden. Ich glaube, auch dem können wir zustimmen. Wir nehmen das Angebot der dänischen Lebensform zur Kenntnis und erlauben uns dann, das deutsche Fenster so interessant und wirkungsvoll wie nur möglich zu gestalten.*

*Wir hoffen aber, daß der Nationalismus als ein tragendes Lebensgefühl endgültig überwunden wird.*

Aus dem Vortrag von Hans Peter Johannsen auf dem diesjährigen Deutschen Tag in Apenrade.

## Adolf Strodtmann / 1829–1879

*Ein revolutionärer Schriftsteller aus Flensburg*

Es wäre eine arge Verleumdung unserer guten Stadt Flensburg, wenn man ihr nachsagen würde, daß sie jemals eine Brutstätte revolutionärer Geister gewesen sei. Unsere Stadt war immer sehr loyal, fügte sich fast stets ihren wechselnden Landesvätern und fuhr meistens nicht schlecht dabei. Trotzdem konnte es geschehen, daß am 24. März 1829 dem angesehenen Subrektor der Flensburger Gelehrtenschule, Johann Sigismund Strodtmann, ein Sohn geboren wurde, der in der ersten Hälfte seines Lebens als typischer Revolutionär galt und später doch mindestens als das, was man heutzutage einen „Linksintellektuellen“ nennt.

\*

Seinen Vornamen Adolph<sup>1</sup> erhielt er nach seinem Großvater väterlicherseits, der nacheinander Pastor, Propst und Consistorialrath in Hadersleben war und eine Reihe theologischer Schriften verfaßt hat. Der Vater, gleichfalls Theologe, war ein sehr vielseitiger Gelehrter. Von ihm erschienen eine dänische Grammatik, eine in Latein abgefaßte Schrift über Schiller, eine „Anatomische Vorhalle zur Stimm- und Lautlehre“, eine Schrift über Sanskrit, eine Neuübersetzung von Teilen des Horaz und – was uns vielleicht besonders interessiert – eine etymologische Untersuchung der Ortsnamen im Herzogtum Schleswig. Die Universität Jena ernannte ihn 1857 zum Dr. phil. ehrenhalber; es dürfte sich also um etwas mehr als um die dilettantische Freizeitbeschäftigung eines Theologen gehandelt haben. Die Mutter, Louise Amalie, war die Tochter des damaligen Rectors der Gelehrtenschule in Flensburg, der Großvater mütterlicherseits also gleichzeitig der Vorgesetzte des Vaters. Ein literarisches Erbgut stand Adolf Strodtmann also wohl zu, schwerlich aber ein revolutionäres.

Die damalige Flensburger Gelehrtenschule befand sich noch nicht in dem grauen Gebäude an der Roten Straße, das uns Älteren als das Alte Gymnasium bekannt ist. Es gibt in „Flensborg Bys Historie“<sup>2</sup> eine Zeichnung der Schule aus der Zeit um 1838, die von Erwin Nöbbe nach dem Skizzenbuch des Rectors Wolff angefertigt ist. Hier muß unser Adolf Strodtmann seine Kindheit verlebt haben. Wir wissen davon nur, daß er ein aufgewecktes und frühreifes Kind war und daß der Vater sich sehr um seine Erziehung bemühte. Ein gutes Verhältnis zum Elternhaus hat die später sicherlich entstandenen

---

<sup>1</sup> Er selbst schrieb sich später Adolf.

<sup>2</sup> Kopenhagen 1955, Bd. 2, S. 123.

Spannungen in politischer und religiöser Hinsicht überdauert. Auf seine Mutter hat Adolf Strodtmann später mehrere Gedichte gemacht, und noch aus Anlaß der goldenen Hochzeit seiner Eltern im Jahre 1878 verfaßte er das Festgedicht.

Vater Johann Sigismund Strodtmann wurde 1840 als Hauptpastor in die Stelle seines 1839 verstorbenen Vaters in Hadersleben gewählt. In der stärker unter dem Einfluß des Dänischen stehenden Kleinstadt lernte Adolf Strodtmann die dänische Sprache so gut wie seine Muttersprache beherrschen, was ihm später in mehr als einer Beziehung nützlich werden sollte. Während seine Eltern in Hadersleben blieben, hat er dann noch die Gymnasien in Plön und in Eutin besucht. Über die Gründe dieses zweimaligen Schulwechsels wissen wir nichts.

Aus dem letzten Schuljahr in Eutin hat sich ihm ein Erlebnis so tief eingeprägt, daß er noch nach vielen Jahren sehr ausführlich darüber berichtet. Im Juni 1847 fand in Lübeck das große Norddeutsche Sängertreffen statt. Adolf Strodtmann, der daran teilnahm, hatte sich mit einigen Lübecker Primanern angefreundet und ging mit ihnen am Abend in den Ratskeller, in dem sich die Sänger zu zwanglosem Beisammensein treffen wollten. Die Räume waren schon stark besetzt; auf der Suche nach einem Platz fanden sie in einem etwas abgelegenen Nebenzimmer einen herkulisch gebauten Mann – etwa in den Vierzigern, auf die Schultern wallendes Haar, schwarze Mütze, wie sie damals die Handwerksgesellen trugen –, der sich hinter eine Batterie von Weinflaschen eingepflanzt hatte und mit lebhaften Gesten, die sein Reden unterstrichen, eine Gesellschaft junger Leute, anscheinend Studenten, unterhielt. Die Ankömmlinge wurden genötigt, Platz zu nehmen, der ältere Herr ließ Wein auffahren, an dem unsere jungen Leute nur zaghaft nippten, und fuhr fort, die Gesellschaft mit geschickt pointierten Anekdoten zu unterhalten. Er schien der Typus eines „bemoosten Hauptes“ zu sein, eines Studenten von ungezählten Semestern. Stutzig wurden unsere Freunde allerdings, als er sich mehrfach die Anrede „Herr Professor“ gefallen ließ. Inzwischen war es in den andern Räumen immer lebhafter geworden, es wurde gesungen, und die Lieder übertönten schon das dröhnende Lachen, mit dem der „Professor“ seine Schnurren beendete. Dann horchte dieser auf, klopfte mit dem Glas den Takt auf dem Tisch und fiel mit kräftiger Stimme ein: „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“, „Treue Liebe bis zum Grabe“, „Frei und unerschütterlich wachsen unsre Eichen“ und das neue „Deutschland, Deutschland über alles“. Bei dem letzten Lied schien alles eine Bewegung zu ergreifen, die Anwesenden erhoben sich, aus den angrenzenden Räumen strömte man mit gefüllten Gläsern herbei, und eine laute Stimme rief, während alles sich bemühte, mit dem nun nicht mehr rätselhaften Fremden anzustoßen: „Dem Sänger der Freiheit, *Hoffmann von Fallersleben*, ein donnerndes Hoch!“ Das war er also, der seines Amtes in Breslau enthobene Professor, heimatlos umhergetrieben,

„...wie er aus Preußen war verbannt,  
da nahm ihn auf kein deutsches Land,  
er durfte nicht einmal hinein  
in Reuss, Greiz-Schleiz und Lobenstein...“

Adolf Strodtmann und seine Freunde wußten sich vor Begeisterung, den berühmten Mann kennengelernt zu haben, nicht zu lassen. Sie rissen die Eichengirlanden, mit denen das Gewölbe geschmückt war, herunter und wanden ihm einen Kranz, den er gutmütig lachend abwehrte: „Laßt es gut sein, ich weiß, wie ihr es meint, und freue mich, daß hier wie überall die Jugend es mit der Freiheit hält...“ Hoffmann von Fallersleben war damals in erster Linie der Sänger der Freiheit, das später zur Nationalhymne gewordene Deutschlandlied im Sinne eines deutschen Weltherrschaftsanspruches auszulegen, wäre in der Zeit ein absurder Gedanke gewesen.

Auf Wunsch der Sangesbrüder sang oder rezitierte er noch mehrere seiner Lieder und Gedichte, von denen eines mit den Zeilen

Der Frühling kommt, uns zu belohnen  
mit Königskerzen, Kaiserkronen,  
mit Pfaffenhütlein, Rittersporn,  
mit Bauernsensf und Edelkorn.  
Doch läßt er uns am meisten schauen  
in allen Wäldern, allen Auen,  
daß Gott erbarm! Jahr aus, Jahr ein,  
das deutsche Hungerblümelein

so tiefen Eindruck auf den jungen Eutiner Primaner machte, daß er sich lange um den vollständigen Text bemühte und ihn erst Jahre später in der Schweiz fand.

Am 24. März 1848 ließ Adolf Strodtmann sich in Kiel immatrikulieren, es war gerade sein 19. Geburtstag und auch gerade der Tag, an dem auf dem Alten Markt in Kiel die Provisorische Regierung ausgerufen wurde. Natürlich meldete er sich freiwillig zum Kieler Studentenkörper und stand gut vierzehn Tage später im Gefecht bei Bau. Seine Erlebnisse dabei hat er später oft erzählt, und da sie ein Licht auf die aussichtslose Situation werfen, in der sich die unausgebildeten und militärisch unerfahrenen jungen Freiwilligen gegenüber dem regulären dänischen Militär befanden, sollen sie, z. T. mit seinen eigenen Worten, die von dritter Seite aufbewahrt sind, hier wiedergegeben werden.

Ob die sich freiwillig Meldenden überhaupt als Soldaten sich eigneten, darum hatte man sich in der spontanen Begeisterung nicht gekümmert. Man hätte sonst feststellen müssen, daß Adolf Strodtmann, stark schwerhörig und stark kurzsichtig, zum Kriegsdienst am allerwenigsten geeignet war. Er stand also bei Bau, merkte an dem allgemeinen Tumult, daß etwas los sein müsse, wurde mit andern in eine Reihe gestellt,

hörte Kommandos, die er nicht verstand, und befand sich bald allein auf weiter Flur. „Dann schoß ich meine Büchse zweimal ab, weiß aber bis zum heutigen Tag nicht, ob ich in der richtigen oder in der verkehrten Richtung geschossen habe. Ich sah so schlecht, daß ich die Dänen nicht von den Unsrigen unterscheiden konnte. Ich fürchte gar, ich habe in der verkehrten Richtung geschossen, denn plötzlich fühlte ich einen starken Schlag im Rücken, fiel hin und blieb liegen, bis mich die Dänen aufhoben und fortschafften. Es fand sich, daß ich in den Rücken geschossen worden und daß die Kugel durch und durch gegangen war. Natürlich kann mich nur ein Däne in den Rücken geschossen haben, und da ich während des Gefechts auf demselben Fleck stehenblieb, muß ich von Anfang an in der Richtung der Unsrigen geschossen haben.“ Strodtmann kam als Kriegsgefangener auf die vor Kopenhagen liegende „Dronning Marie“. Seine schwere Verwundung heilte verhältnismäßig schnell, und nach dem Waffenstillstand von Malmö wurde er im September 1848 entlassen. Gleichzeitig erschien in Hamburg bei Hoffmann und Campe sein erstes Buch „*Lieder eines Kriegsgefangenen auf der Dronning Marie*“. Es sind Gedichte meist politischer Tendenz, auch eine schleswig-holsteinische Marseillaise ist dabei: „Auf, Schleswig-Holsteins brave Streiter, das Banner fliegt, der Schlachtruf schallt“, mit dem Refrain „Herbei! Herbei! Ihr Völker all! Macht Schleswig-Holstein frei!“

Das umfangreiche Eingangsgedicht „Deutschland“ soll nach einer Vorbemerkung schon vor dem 24. Februar 1848, dem Datum der Pariser Februarrevolution, entstanden sein. Es sind nicht viele originelle Gedanken darin, wenn man nicht das als eine Besonderheit ansehen will, daß der achtzehnjährige Dichter die Zerrissenheit Deutschlands in 38 „Vaterländchen“ bitter beklagt und einige Strophen später 34 Tyrannen stürzen will – die vier Reichsstädte<sup>3</sup> hat er gewissenhaft abgezogen. Überhaupt, es fließt viel Tyrannenblut in diesen Gedichten, und mit den pathetischen Ausrufungszeichen treibt er einen ungeheuerlichen Mißbrauch. Aber bedenken wir, daß es die Gedichte eines Achtzehn- bis Neunzehnjährigen sind! Immerhin beherrscht er die Sprache souverän, was sich am deutlichsten an den Gedichten zeigt, die er sozusagen als Zugabe mit hineingegeben hat, da man höchstens 16 von den 29 Gedichten als wirkliche Gedichte der Kriegsgefangenschaft bezeichnen kann. Sehen wir von fünf Sonetten an eine ungenannte spröde Geliebte ab, auch von dem Gedicht an seine Mutter und einigen weiteren eigenen, so bleiben noch die sprachlich sauberen Übersetzungen von drei „Polenliedern“ des dänischen romantischen Dichters Carsten Hauch und von zwei Gedichten H. C. Andersens. Diese sprachliche Gewandtheit und dazu die unverkennbar ehrliche, dichterisch aber nicht ausgeformte Begeisterung mögen manche dazu verleitet haben, dem blutjungen Studenten ein große literarische Zukunft vorauszusagen.

\*

---

3 Außer den drei Hansestädten gehörte noch Frankfurt/M. dazu.



In Kiel weiterzustudieren, schien Strodtmann nicht ratsam, er ging darum nach Bonn. Auf der Hinreise konnte er es sich nicht versagen, den älteren und schon berühmten Dichter *Freiligrath*, von dem er einen Vers als Motto seinen Kriegsgefangenenliedern vorangestellt hatte, in seiner Wohnung in Windschlag bei Düsseldorf aufzusuchen. Freiligrath war gerade aus einer mehrwöchigen Untersuchungshaft entlassen worden. Das Wiedererstarken der Reaktion nach dem großen Schreck vom März 1848 hatte ihn zu einem längeren Gedicht „Die Toten an die Lebenden“, veranlaßt, das an Tyrannenhaß und Aufrufen zur Empörung nichts zu wünschen übrig ließ. Trotzdem hatten ihn die Düsseldorfer Geschworenen freigesprochen. Strodtmann, der viele Jahre später darüber berichtet, entsinnt sich nicht mehr, worüber sich der Mann, dessen Name damals in aller Munde war, mit ihm unterhalten hat. Dafür ist ihm eine rührend komische Episode während seines ersten Besuchs bei Freiligrath im Gedächtnis geblieben. Es drang ein recht bescheiden gekleidetes Ehepaar zu ihnen herein und wollte von Freiligrath für das Honorar von einem, zur Not auch zwei Talern ein Gedicht über seine Haft und die Gerichtsverhandlung haben, das sie dann zu einer gängigen Melodie – sie hätten sechs auf ihrer Walze – zur Drehorgel singen wollten.

Strodtmann beabsichtigte, in Bonn Sprachen und Literatur zu studieren, und geriet dabei in den Bann des jungen Professors *Gottfried Kinkel*, der Kunst- und Kulturgeschichte las. Kinkel war ein eifriger und begeisterter Demokrat, gab selbst eine republikanisch-demokratische Zeitung heraus und war Verfasser zahlreicher Gedichte, Epen und Dramen. Er war von einer glänzenden Beredsamkeit, die sowohl Volksmassen als auch studentische Kollegs aufwühlen konnte. Seine Stimme klang „wie eine Naturkraft, die von selbst aus ungesesehenen Quellen entsprang und ohne Anstrengung und Absicht ihre Wirkung hervorbrachte. Ihm zuzuhören, war ein musikalischer Genuß und ein intellektueller zugleich. Eine durchaus ungesuchte, natürliche und daher ausdrucksvolle und graziöse Gestikulation begleitete die Rede, die in gehaltvollen, wohlgeordneten und häufig poetisch angehauchten Sätzen dahinfließ und auch trockenen Gegenständen einen anziehenden Reiz verlieh“.

Kinkel pflegte auch außerhalb des akademischen Lehrbetriebes den Umgang mit seinen Studenten, besonders in der Burschenschaft „Frankonia“, der auch Strodtmann beitrug. Mit einzelnen Studenten, die er als besonders aufgeschlossen für seine demokratischen und sozialen Ideen hielt, kam es zu Duzbrüderschaften, selbstverständlich auch bald mit dem Jüngling aus dem Norden, der schon für die Freiheit Wunden und Gefangenschaft erduldet hatte. Mit ihm schloß sich auch ein gleichaltriger Student aus dem Rheinland besonders eng Professor Kinkel an. Niemand konnte ahnen, daß dieser junge Studiosus, *Carl Schurz*, einmal der weitaus berühmtere aus diesem Freundeskreis werden sollte. Die Schicksale von Kinkel, Schurz und Strodtmann sind nun in den nächsten Jahren eng miteinander verflochten, und wir können unserm Landsmann nur gerecht werden, wenn wir uns auch um die beiden

andern kümmern.

Die Aussichten für ein einiges und freiheitliches Deutschland waren inzwischen immer geringer geworden. Das Frankfurter Parlament setzte sich nicht durch. Im Volk meinte man, mit Gewalt nachhelfen zu müssen, um den Frankfurtern und den Fürsten zu zeigen, daß die deutsche Revolution weiterginge. Es kam an manchen Stellen zu spontanen oder ganz dilettantisch vorbereiteten Aktionen, die natürlich ergebnislos blieben. Auch in Bonn glaubte man, aktiv werden zu müssen. Kinkel rief in einer zündenden Rede auf zu einem Sturm auf ein militärisches Zeughaus, wo man sich erst einmal mit Waffen versehen wollte. Das Unternehmen lief sehr kläglich aus. Von den Freiwilligen, die mitzumachen versprochen hatten, verschwand schon die Mehrzahl, als es ernstlich losgehen sollte. Der Rest, unter der Führung von Carl Schurz, der so etwas wie ein militärisches Naturtalent war – was sich später in den USA bestätigte –, ließ sich nicht mehr zusammenhalten, als sich herumsprach, daß eine kleine Abteilung Kavallerie gegen sie eingesetzt sei. – Auf das tätige Mitwirken Strodtmanns hatte man verzichtet. Nach seinen „Kriegstaten“ im Gefecht bei Bau, von denen er oft genug erzählte, zweifelte man wohl mit Recht an seinen militärischen Fähigkeiten. Merkwürdigerweise wurde gegen die Urheber des Putschversuchs, die allgemein bekannt waren, vorläufig nichts unternommen, wahrscheinlich wagte man nicht, gegen den berühmten Professor Kinkel vorzugehen.

Inzwischen warteten unsere Freunde darauf, daß irgendwo eine allgemeine Erhebung ausbräche, der sie sich dann anschließen wollten. Das geschah Anfang Mai 1849 in der Rheinpfalz, wo eine provisorische Regierung ausgerufen wurde. Der Aufstand breitete sich weiter aus und erfaßte vor allem Baden, wo sich ein Teil des Militärs auf die Seite der Rebellen stellte, der Großherzog fliehen mußte und zwei preußische Armeekorps zur Hilfe rief. Kinkel und Schurz waren natürlich sofort dabei. Schurz geriet in das belagerte Rastatt und hatte als Offizier der Rebellen und preußischer Untertan bei der Kapitulation nur seine Füsilierung zu erwarten. In der Nacht vor der Übergabe gelang ihm jedoch auf abenteuerlichste Weise die Flucht. Über das französische Elsaß wanderte er in die Schweiz und mietete sich mit seinem letzten Geld in dem Dorf Dornachbruck ein.

Niedergeschlagen über das Mißlingen des Aufstandes, vollkommen erschöpft von den Strapazen, versank er in Apathie und erhob sich kaum mehr von seinem Bett. Etwa am zehnten Tag hörte er, wie jemand mit sehr lauter Stimme nach seinem Namen fragte. „Das kann nur der leibhaftige Strodtmann sein“, fuhr es ihm durch den Sinn – und tatsächlich, er war es. Der treue Freund hatte sich mit Geld, allerhand notwendigen Sachen und vielen Briefen aufgemacht, Schurz zu suchen und ihn auch gefunden. Nun war es mit der Niedergeschlagenheit vorbei, der Dorfgasthof mußte zur Wiedersehensfeier sein Bestes hergeben. Am nächsten Tag zogen beide Freunde nach

Zürich. Leider mußte Strodtmann nach acht Tagen abreisen. Schurz' Stimmung sank wieder, ihn bekümmerte das Schicksal des gemeinsamen Freundes Kinkel. Man hatte diesen vor ein Geschworenengericht gestellt. Nach einer meisterhaften Verteidigungsrede hatte man ihn nicht zum Tode, sondern zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt, jedoch hatte der König das Urteil eigenmächtig in lebenslängliches Zuchthaus abgeändert. Nach Zeitungsmeldungen sollte der Professor für Kunstgeschichte in Sträflingskleidung im Zuchthaus von Naugard mit dem Spulen von Wolle beschäftigt sein. Strodtmann schrieb in seiner Entrüstung das „Lied vom Spulen“:

Der Webstuhl kracht, das Schifflein zieht  
Hinüber und herüber;  
Beim Spulen tönt ein wildes Lied,  
Das gellet trüb' und trüber:  
„Mein Schifflein, zieh'! Wir oder sie!  
's wird anders nie! Mein Schifflein, zieh'  
Herüber und hinüber!“

Der Eine im Verbrecherhaus  
Spinnt fort und fort den Faden;  
Am Ende wird ein Tuch daraus,  
Ein Tuch von Gottes Gnaden!  
Viel Fäden schlug des Spinners Fluch  
In's Leichentuch! — Noch nicht genug!  
Spinn' fort und fort den Faden!  
Wir Andern aber zornigemuth  
Wir sitzen auch am Stuhle...<sup>4</sup>

Das Lied vom Spulen wurde das Eingangsgedicht zu den „*Liedern der Nacht*“, die Strodtmann ausdrücklich Professor Kinkel widmete. Die Kriegsgefangenenlieder hatte er mit hineingenommen und dazu eine größere Anzahl inzwischen entstandener Gedichte, so daß ein stattlicher Band von 180 Seiten entstanden war. Ein Verleger hatte sich für eine so gefährliche Sache nicht finden lassen; sie mußte im Selbstverlag erscheinen. Nur mit Mühe hatte er die Druckerei, die bisher die Kinkelsche Zeitung gedruckt hatte, bewegen können, das Buch zu drucken. – Literarisch gesehen, haben die „Lieder der Nacht“ keinen Ewigkeitswert. Es scheint doch überall das Vorbild der Freiligrath, Uhland, Lenau und Geibel hindurch, sogar im Lied vom Spulen läßt sich ein Heinesches Motiv entdecken. Bestechend ist die spielerische Leichtigkeit, mit welcher der Zwanzigjährige Reim und Versfuß handhabt.

---

4 Wie bei allen Zitaten aus Strodtmann ist hier in Rechtschreibung, Zeichensetzung, Satzordnung und Hervorhebungen die Fassung des Originals beibehalten worden.

Das Lied vom Spulen wurde schon vorher in den Kreisen der Kinkelanhänger und darüber hinaus bekannt und trug dem Verfasser die sofortige Verweisung von der Universität ein. Er antwortete mit dem „Liede des Relegirten“, von dem einige Strophen hier wiedergegeben seien:

Der Morgen glänzt, der Nebel flieht.  
Es muß geschieden sein.  
So sing' ich Euch ein letztes Lied,  
Und dann – hinab den Rhein!  
So wild die Woge braust und schäumt,  
Sie hält mich nimmer auf!  
Die Freiheit kommt, derweil *Ihr* träumt,  
Wohlauf, mein Schiff, wohlauf!  
Leb' wohl, Du schöne Stadt am Rhein,  
Gesegnet sei Dein Port!  
Hinab den letzten Becher Wein,  
Und dann – auf immer fort!  
Lebt wohl, Ihr schmucken Dirnen all;  
Student und Proletar!  
Und denkt bei Spiel und Gläsererschall  
Der Einheit immerdar!  
Ich bin ein frisch' Poetenblut,  
Das härt sich nicht so bald!  
*Ihr* zähmt mir *nicht* den Jugendmuth,  
Ihr Herzen trüb und kalt!  
Mir klingt ein *Lied* aus Blum' und Hain,  
Aus Wald und Wiesenbach!  
Das sing' ich lustig über'n Rhein,  
Das hallt das Echo nach!

Außer dem empörten Aufschrei mit dem „Lied vom Spulen“ und den „Liedern der Nacht“ begann Adolf Strodtmann noch ein weiteres für den im Zuchthaus schmachtenden Freund. Er ließ sich von Frau Johanna Kinkel aus der Zeit erzählen, die vor seiner Freundschaft mit ihrem Manne lag, setzte sich mit Kinkels Eltern in Verbindung und durchforschte Kinkels Tagebücher, seine gedruckten und ungedruckten Dichtungen. Daraus entstand die Biographie „*Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung*“, die in zwei Bänden bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschien.

Es ist ein merkwürdiges Werk, fast 700 Seiten stark. Gewidmet ist es „Dem kleinen Gottfried Kinkel“. Das Honorar stellte er, der selber keine gesicherte Existenz hatte, für die Kinder Kinkels zur Verfügung. Die Biographie beginnt folgendermaßen:

„Nach langanhaltendem Thauwetter hatte es heute zum ersten Mal wieder scharf

gefroren. Trotz der freundlich herabstrahlenden Wintersonne lag noch der über Nacht gefallene Reif auf den meisten Dächern der Universitätsstadt und glitzerte lustig im Widerschein in tausend und abertausend funkelnden Eisperlen...“

Das Buch, das ausdrücklich Wahrheit *ohne* Dichtung geben will, beginnt mit so „hochpoetischen“ Sätzen. Aber literarische Maßstäbe sind hier fehl am Platze, der Verfasser verfolgt primär einen außerhalb des Literarischen liegenden Zweck. Er will helfen, seinen Freund aus dem Zuchthaus zu befreien, und eine Volksstimmung erzeugen, die eine solche Befreiung fordern könnte. Er wendet sich bewußt an die Menschen, denen die grellen Empörungsschreie in den „Liedern der Nacht“ nichts sagen, an die braven, innerlich noch rechtlich denkenden Philister, an die mitfühlenden und schöngeistig interessierten Frauen.

Im ersten Band erzählt Strodttmann das Leben seines Freundes bis zu seinem aktiven Eintreten in die Politik. Aus engem pastörllichem Hause ganz selbstverständlich in die theologische Laufbahn geraten, ringt sich Kinkel als Hilfsprediger unter vielen Gewissensnöten zu einer pantheistischen Auffassung durch und kommt dabei in Konflikt mit seinen kirchlichen Oberen. Erstaunlich ist die Unbekümmertheit – um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen –, mit welcher der zwanzigjährige Strodttmann den vierzehn Jahre älteren Freund und Lehrer in den Mittelpunkt eines „Entwicklungsromans“ stellt, so als handle es sich nicht um einen bestimmten, noch lebenden Menschen, sondern um einen erdachten Romanhelden. Aber offenbar ist das Absicht: Gottfried Kinkel soll zum Idol gutmütiger Spießbürger und literarischer Blaustrümpfe werden. Nichts wird vergessen, was ihn als Ritter ohne Furcht und Tadel erscheinen lassen kann, nicht, daß er als Student freiwillig bei Löscharbeiten half und sich dabei seinen Anzug ruinierte, nicht, daß er unter eigener Lebensgefahr Kinder vor dem Ertrinken rettete, nicht, daß in seinem Hause ein Erbprinz von Meiningen, ein Prinz von Holstein und ein Sohn des Prinzen Karl von Preußen verkehrten, um den Worten des gelehrten Mannes und dem Klavierspiel der Frau Johanna zu lauschen. Viele Gedichte Kinkels sind hineingeflochten, und als besonderes Spannungsmoment – Strodttmann glaubt, weibliche Leser zu kennen – wird in aller Ausführlichkeit von einer platonischen Liebschaft und einer unglücklichen Verlobung berichtet und dazu von dem ritterlichen Kampf, den Professor Kinkel führen mußte, um eine geschiedene Frau ehelichen zu können.

Im zweiten Band tritt dann der entschiedene Demokrat und Republikaner Kinkel auf. Viele seiner Veröffentlichungen sind wiedergegeben, auch die meisten Volksreden, von denen Strodttmann wahrscheinlich die Konzepte gefunden hat. Die Verteidigungsrede vor den Geschworenen ist ein rethorisches Meisterstück, das Publikum applaudierte und schluchzte abwechselnd. Als man versuchte, seine Frau daran zu hindern, von ihm Abschied zu nehmen, genügte ein Wort des Verurteilten, die Polizisten zurückzuseuchen.

Kann man Strodttmanns „Gottfried Kinkel“ zu den großen Anklageschriften rechnen, die

Geschichte machen können, wie etwa das „J'accuse!“ von Emile Zola? In Rechnung stellen muß man wohl den Abstand, der zwischen dem damaligen untertanenseligen deutschen Spießbürger bestand und den politisch interessierten Franzosen, an die sich über fünfzig Jahre später der französische Dichter in der Dreyfus-Affäre wandte. Wir können kein Urteil darüber abgeben, denn als der zweite Band 1851 erschien, war Gottfried Kinkel schon befreit. Nicht durch eine politische Bewegung oder gar Amnestie, sondern durch die kühne Tat des Dritten im Bunde, durch Carl Schurz.

\*

Die abenteuerliche Befreiung Kinkels aus dem Zuchthaus in Spandau ist oft erzählt, mehrfach sogar als Jugendschrift erschienen. Strodtmann war daran nur insofern beteiligt, als Schurz nach den ersten vergeblichen Befreiungsversuchen, um seine Spur zu verwischen, nach Hamburg reiste und Zuflucht bei ihm und seinen Eltern fand. (Vater Strodtmann war 1850 wegen seiner deutschen Gesinnung in Hadersleben seines Amtes enthoben worden und schlug sich in Hamburg als Privatlehrer durch.)

Als der befreite Kinkel über England mit Schurz in Paris eintraf, wohin schon seine Frau mit den Kindern gereist war, hatte sich Strodtmann auch schon dort eingefunden. Um das nun glücklich vereinte Ehepaar nicht zu stören, zog Schurz zu Strodtmann, der im Faubourg Montmartre ein geräumiges Zimmer gemietet hatte.

Carl Schurz und Adolf Strodtmann, es muß das ein merkwürdiges Gespann gewesen sein. Der erstere, der später seinen steilen Aufstieg nahm als Senator in den USA, als Botschafter in Madrid, als General im Nordamerikanischen Bürgerkrieg, als Freund Abraham Lincolns und als Innenminister, tatkräftig, weltoffen, anpassungsfähig – und unser viel schwerfälligerer Landsmann, bei dem das gutmütige, kameradschaftliche und hilfsbereite Wesen, das im Äußeren wegen seiner Kurzsichtigkeit und Schwerhörigkeit befangen bis leicht täppisch wirkte und gar nicht zu der vulkanischen Seele zu stimmen schien, die aus seinen Gedichten sprach. Er paßte sich ungern an und ging in Paris spazieren, als wäre er noch der Burschenschaftler der „Frankonia“ in Bonn, mit langen Stiefeln und einer bis auf den Erdboden reichenden langen Pfeife, die eine Schulter vorgeschoben – wohl eine Folge seiner Verwundung –, so daß es aussah, als schöbe er sich durch eine allen andern unsichtbare Menschenmenge. „L'homme à la longue pipe“, den Mann mit der langen Pfeife, nannten ihn die staunenden Bewohner des Quartier Latin.

Das Zusammenwohnen in einem Zimmer dauerte allerdings nicht lange. Schurz, der alle diese Einzelheiten berichtet, gesteht, daß sie beide leider zu den Leuten gehört hätten, die ihre Sachen nicht in Ordnung halten können, doch glaubt er, daß in dieser Beziehung Strodtmann der größere Sünder gewesen sei. Er aß gern gut, studierte eifrig die Auslagen der Delikatessengeschäfte und bildete sich ein, ein Meister der Kochkunst zu sein. Außerdem behauptete er, daß nur er allein einen guten Kaffee kochen könne – und wer in Flensburg und im Rheinland bereiteten Kaffee jemals hat vergleichen können, muß ihm wahrscheinlich sogar recht geben. Das Schlimme dabei war nur, daß

ihm bei seinen Kochexperimenten am Kaminfeuer ständig unfreiwillige, meistens aber harmlos ausgehende Brandstiftungsversuche unterliefen. Als er dabei in Schurz' einzigen Paletot, den er sich aus seinem badischen Offiziersmantel hatte schneidern lassen, ein großes Loch brannte und überdies noch so darüber lachte, daß der Geschädigte mit einstimmen mußte, sahen beide ein, daß zwei so unordentliche Leute nicht auf einem Zimmer zusammenwohnen konnten. Man trennte sich in aller Freundschaft, Schurz zog nach dem Quai St. Michel Nr. 17.

Schurz gibt eine liebenswürdige Schilderung seines Freundes aus dieser Zeit: „Wir hatten wöchentlich musikalische Abende zusammen, zuweilen in meinem Zimmer, bei denen junge Musiker, unter ihnen Reinecke, der spätere Direktor der Leipziger Gewandhauskonzerte, die neueren Komponisten durchgingen und auch wohl ihre eigenen Erzeugnisse vorführten, während ich als enthusiastischer Zuhörer und wohlwollender Kritiker fungierte. Auch tranken wir bei diesen Gelegenheiten einen Punsch, der aus Gründen der Sparsamkeit an Schwäche nichts zu wünschen übrig ließ. In diesem Kreise war mein Kamerad Strodttmann ein großer Liebling. Er hatte sich damals tief in die sozialistische Poesie jener Epoche gestürzt, in der er ein vielversprechendes Symptom einer neuen geistigen und sittlichen Regeneration der Menschheit sah. Einige französische Gedichte dieser Art übersetzte er mit großem Geschick in wohlklingende deutsche Verse, die er uns zu unserm großen Vergnügen zuweilen an unsern geselligen Abenden vorlas. Er war auch ein guter Zuhörer. Obgleich sehr taub, zeigte er ein warmes Interesse an unsern musikalischen Leistungen und gab mit Donnerstimme dann und wann ein überraschend naives Urteil ab. Wir alle waren ihm herzlich gut, wegen seiner hohen Begeisterung, seiner regen Sympathien, der offenbaren Ehrlichkeit seiner Natur und der robusten Freimütigkeit, mit der er seine oft recht excentrischen Ansichten über Menschen und Verhältnisse aussprach. Zuweilen erregten seine Sonderbarkeiten stürmische Ausbrüche von Gelächter, in das er dann gutmütig einstimmt, indem er am lautesten lachte in kindlichem Erstaunen über die wunderlichen Dinge, die er selbst gesagt oder getan hatte.“

Inzwischen warf der Staatsstreich Louis Napoleons, des späteren Napoleon III., seinen Schatten voraus. Paris bot keine Sicherheit mehr für radikale Republikaner. Schurz, den man wohl als den gefährlichsten ansah, wurde mehrere Wochen inhaftiert und dann entlassen, ohne daß man ihm für das eine oder das andere Gründe angab. Dafür gab man ihm den höflichen, aber dringenden Rat, sich einen Aufenthaltsort außerhalb Frankreichs zu suchen. Er ging nach London, wohin Kinkel mit seiner Familie schon vorher gereist war – Adolf Strodttmann ging mit.

London war derzeit der Zufluchtsort vieler Flüchtlinge aus den verschiedenen kontinentalen Revolutionen. Kossuth bildete dort eine förmliche ungarische Exilregierung, Mazzini suchte von dort aus die Einigung Italiens voranzutreiben, und nach dem Staatsstreich Louis Napoleons fanden sich mit Louis Blanqui auch die

radikalen französischen Republikaner ein. Dazu kamen die vielen flüchtigen Polen und Deutschen, die letzteren noch in sich gegenseitig bekämpfende Gruppen gespalten. Durch Kinkels kamen Schurz und Strodtmann in den Kreis der Baronin von Bruiningk<sup>5</sup>, einer geborenen baltischen Prinzessin Lieven, die wegen ihrer demokratischen Neigungen das Zarenreich hatte verlassen müssen und nun, da offensichtlich sehr begütert, in London demokratische Flüchtlinge umsorgte. Sie beschäftigte Strodtmann als Privatlehrer ihrer Kinder; er hat ihr ein Gedicht „Ein letzter Gruß, der Dampfer trägt uns fort“ gewidmet.

Gehässige Streitigkeiten unter den deutschen Flüchtlingen, wobei besonders über Kinkel hergezogen wurde, mögen Schurz und Strodtmann zu dem Entschluß bewogen haben, nach Nordamerika auszuwandern. Freiligrath, der derzeit in Hackney wohnte und kaufmännisch tätig war – in Deutschland war er geächtet –, gab Strodtmann eine Empfehlung an den amerikanischen Dichter Longfellow mit, von dem er allerhand ins Deutsche übersetzt hatte. – Zufällig kam Strodtmann vor Schurz in New York an. Schurz hatte in London ein dort zu Besuch weilendes junges deutsches Mädchen kennengelernt und trat die Reise erst an, nachdem er am 6. Juni 1852 mit ihr in der Kirche von Marylebone getraut war.<sup>6</sup>

Mit der Ankunft von Strodtmann und Schurz in Amerika löste sich das Band, das die beiden untereinander und mit Gottfried Kinkel in treuer Kameradschaft zusammengehalten hatte. Es spricht nichts dafür, daß sie sich zerstritten haben, im Gegenteil sind Anzeichen dafür vorhanden, daß auch später noch Briefe zwischen ihnen ausgetauscht worden sind. Aber das Schicksal führte sie von nun an ganz verschiedene Wege. Kinkel zog sich immer mehr auf seine Privatexistenz zurück und erreichte nach Jahren eine Professur in Zürich. Schurz warf sich in die amerikanische Politik und deren besonderes Problem, die Sklavenbefreiung.

\*

Adolf Strodtmann ging nach Philadelphia, das eine starke deutschsprachige Bevölkerung hatte, und eröffnete, angeblich mit geldlicher Unterstützung seines Vaters, eine deutsche Buchhandlung, der eine Leihbibliothek angeschlossen war. Zusammen mit dem dort ansässigen Arzt Dr. Heinrich Tiedemann, einem Bruder des letzten Kommandanten von Rastatt, gab er eine Zeitschrift, „*Die Lokomotive*“, heraus. Nach zwei Jahren mußte das ganze Unternehmen aufgegeben werden, wahrscheinlich war das Anfangskapital – der Vater hatte ja nicht einmal selber eine sichere Existenz – zu klein gewesen. In den USA blieb Adolf Strodtmann dann noch zwei weitere Jahre, in denen er sich mit unregelmäßiger Mitarbeit an deutschsprachigen Zeitungen

---

5 So Strodtmann; Schurz und auch Karl Marx (im Briefwechsel mit Engels) schreiben Brüning.

6 Das junge Mädchen war eine Schwester des Hamburger Kaufmanns Ad. Meyer, der sich in Kiel am Düsternbrook das „Haus Forsteck“ erbaute und damit der Nachbar und intime Freund *Klaus Groths* wurde. So kam es, daß Schurz bei späteren Besuchen in der Heimat auch mit unserem plattdeutschen Dichter gut bekannt wurde.



durchschlug.

Noch im Verlag seiner eigenen Buchhandlung erschien sein Epos „*Lothar*“. Die Titelfigur ist ein für demokratische und soziale Ideale entflammter Burschenschaftler. Er „war von Nordens Flur entstammt, dem treuen Land der Doppeleiche“, trägt also autobiographische Züge, obwohl auch Eigenschaften und Erlebnisse von Schurz und Kinkel hineingewoben sind. Als Märtyrer für die Freiheit fällt Lothar von den Kugeln eines Exekutionspelotons. *Friedrich Hebbel*, im Politischen alles andere als ein Revolutionär, hat Teile dieser Dichtung sehr geschätzt. Strodtmann hat der Dichtung den untertreibenden Untertitel „Zeitarabesken“ mitgegeben, was – da ihm sonst jede Untertreibung weltenfern lag – nur als bittere Resignation gedeutet werden kann.

Von Watertown, Wisconsin, 16. Mai 1856, ist auch noch das in Deutschland gedruckte Epos „*Rohana*. Ein Liebesleben in der Wildniß“ datiert. Strodtmann ergreift darin die Partei der unterdrückten Indianer. Ein Weißer bricht das seiner indianischen Geliebten gegebene Versprechen der Rückkehr. Wachusett, beider Sohn, wird von seiner getäuschten Mutter zum Haß auf die Weißen erzogen. Als Jüngling rettet er ein weißes Mädchen aus dem Erie-See, dessen aufrichtige Liebe er aber verschmäht. Sie will ihn ihrem einflußreichen Vater zuführen, worauf er antwortet:

„... der Indianer muß verlachen  
Den eitlen Dank der weißen Räuberbrut!

...

Und frei noch werden einstmals diese Felder,  
So wahr Wachusett Rache schwört.“

Die Fabel entstammt einer Novelle des Amerikaners Isaak Inkle. Wer, durch den Untertitel verlockt, sich dazu zwingt, diesen Roman in Versen zu lesen, wird enttäuscht werden. Von Sexualriten der Indianer wird er nichts finden, aber vielleicht einige Stellen, denen man auch heute noch ihre dichterische Gültigkeit nicht ganz absprechen kann, wie etwa die, mit der *Rohana* eingeführt wird:

Über moosbewachsene Sternchen glitt  
Ihr Fuß im duftenden Klee.  
Unter farbiger Binde Aufflattert im Winde  
Ihr dunkles Haar;  
Dann ruht es, und liegt,  
In Wellen geschmiegt,  
Um ein glänzendes Schulterpaar. –

„Nichts als Lieder kann ich geben“, beginnt das Einführungsgedicht zu einem Goldschnittband „*Gedichte*“, der, von New York datiert, doch erst nach Strodtmanns Rückkehr nach Deutschland 1856 in Leipzig erscheint. Es sind, außer den „zahmeren“ Stücken aus den Kriegsgefangenenliedern und den Nachtliedern, meistens harmlose

und glatte Liebesgedichte im Geschmack der Zeit, im Stil der Heine und Lenau. Das Buch wurde auch von Heibel gelobt und brachte es sogar zu einer zweiten Auflage. Einmal noch bricht in Adolf Strodtmann der alte Revolutionär durch. 1862 bringt er außer der „*Arbeiterdichtung in Frankreich*“ noch eine Sammlung politischer Gedichte unter dem aufreizenden Titel „*Brutus! Schläfst Du?*“ heraus. Wahrscheinlich hat ihn die gleichzeitige preußische Verfassungskrise dazu gereizt. Das Titelgedicht enthält eine unverblühte Aufforderung, sich der „Tyrannen“ zu entledigen:

„Und sollt' ein Wunder heut' geschehn  
An Donau, Spree und Pleißen,  
Daß Brutus sollte auferstehn  
(Er könnt' auch Michel heißen):  
So rief ich jetzt und immerfort  
Ihm laut ins Ohr das Mahnungswort:  
Brutus! Schläfst Du?“

Das Buch enthält krasseste und in einem Fall („Das Schützenfest“) schon fast sadistische Formulierungen von „Tyrannenhaß“ und ist dazu noch mit blutrünstig geschmacklosen Stahlstichen vom Verlag – es ist nicht Hoffmann und Campe – versehen. Die liberale Stadtrepublik Hamburg legte dem Buch trotzdem nichts in den Weg, doch wurde es sechzehn Jahre später auf Grund des Sozialistengesetzes gleichzeitig mit der „*Arbeiterdichtung in Frankreich*“ verboten.<sup>7</sup>

Mittlerweile hatte Strodtmann mit dem Bestehenden schon längst so etwas wie einen „kalten Frieden“ geschlossen. Auf dem Dichten revolutionärer Lieder kann man keine Existenz aufbauen. Für die journalistische und schriftstellerische Tätigkeit, mit der Strodtmann sein Brot verdienen wollte und mußte, war eine Abstinenz von Äußerungen eines politischen Extremismus Vorbedingung. Sie muß einigermaßen überzeugend gewesen sein, sonst hätte man ihn wohl nicht 1870/71 als Kriegsberichterstatter für „Independent Beige“ und mehrere große deutsche Zeitungen zugelassen.

Es ist wahrscheinlich, daß eine eingehendere Beschäftigung mit der Lebensarbeit Strodtmanns zu der Erkenntnis führt, daß seine Bedeutung für die deutsche Literatur erst *nach* seiner revolutionären Epoche einsetzt. Das im einzelnen nachzuweisen, ist hier nicht der Ort, und es wäre auch unmöglich bzw. erforderte langwierige und umfangreiche Vorarbeiten, da über seine sämtlichen Veröffentlichungen keine Übersicht vorliegt, geschweige denn diese selbst irgendwo gesammelt zugänglich sind. Da es hier nur darauf ankommt, das Profil eines zu Unrecht vergessenen und einstmals sehr angesehenen Menschen aus unserm Grenzland zu zeichnen, müssen Andeutungen, die sicherlich unvollständig sind, genügen.

---

<sup>7</sup> Begründung für das Verbot in Leo Stern „Der Kampf der deutschen Sozialdemokratie in der Zeit des Sozialistengesetzes“, S. 529 ff., Berlin 1956.

Nach mehreren kürzeren Biographien Heinrich Heines stellte Strodtmann für Hoffmann und Campe die erste vollständige Ausgabe von *Heines Werken* zusammen und versah sie mit einer „aktenmäßig genauen“ Lebensbeschreibung des Dichters. Etwas später entstand das vierbändige Werk „*Briefe von und an Gottfried August Bürger*“, das noch heute als Quelle der Bürgerforschung dient. Neben dieser Arbeit für die beiden „ungezogenen Lieblinge der Grazien“, wie ein Zeitgenosse schreibt, lief die Schriftleitung der Literaturzeitschrift „*Orion*“, deren Titel einem Gedicht von Kinkel entlehnt ist. Eine Reihe von Aufsätzen, zumeist vorher im „*Orion*“ veröffentlicht, erschien gesammelt als „*Literarische Charakterbilder. Dichterprofile*“. Es ist eigenartig, wie Strodtmann, der sich in seinen eigenen Dichtungen vorwiegend überschwenglich-pathetisch gibt („hymnenartig“ sagt Heibel), hier vorsichtig abwägend vorgeht und ein sicheres Gefühl für dauernde Werte zeigt. Sein Aufsatz über Friedrich Heibel ist etwas vom Verständnisvollsten, was derzeit über den damals noch längst nicht überall anerkannten Dichter geschrieben worden ist.<sup>8</sup>

Vielseitig ist Strodtmanns *Übersetzungsarbeit*. Aus dem Französischen sind es neben der „Arbeiterdichtung“ Zeitgedichte von Victor Hugo und die „Persischen Briefe“ von Montesquieu, aus dem Englischen die erzählenden Dichtungen von Byron, Gedichte von Tennyson und vor allem die revolutionären Gedichte von Percy B. Shelley, der in seinem Vaterlande erst viel später zu allgemeiner Anerkennung kam. Am meisten hat Strodtmann aus dem *Dänischen* bzw. aus dem Norwegischen übersetzt: Grundtvigs „*Danmarks gamle Folkeeventyr*“, die ersten Dramen von Henrik Ibsen („*Kronprätendenten*“ und „*Bund der Jugend*“), Romane von Christian Molbech, Wilhelm Bergsoe, Marie Colban und J. P. Jacobsen, Essays von Georg Brandes.

Noch einmal versuchte Strodtmann es mit einem eigenen Werk, dem Prosa-Roman „*In der Nonnenschule. Aus den Papieren einer Verstorbenen*“ (Berlin 1871). Der Versuch mißlang, auch seine Zeitgenossen wußten mit dem Buch nichts anzufangen. Als Geschichte einer Kindheit bleibt alles zu blaß. Als Polemik gegen die Erziehung durch Nonnen – als die der Roman vielleicht gedacht war – überzeugt er nicht.

„*Das geistige Leben in Dänemark*“, das 1873 in Berlin erschien – Strodtmann war 1872 von Altona nach Steglitz verzogen –, ist für uns besonders aufschlußreich als ein Versuch, in Deutschland Verständnis für das geistige Leben unseres Nachbarlandes zu erwecken. Strodtmann ist nun nicht mehr der himmelstürmende Jüngling, der sich zum „*Tyrtäus*“<sup>9</sup> der deutschen Revolution berufen fühlte. Mit einem etwas verlegenen Lächeln sieht er auf diesen Jüngling zurück.

„Wir jungen Schwärmer fanden es schon damals bitter genug, daß man uns Monate

---

8 Vergl. Diebold „Friedrich Heibel und die zeitgenössische Beurteilung seines Schaffens“, Berlin/Leipzig 1928, S. 148.

9 Von den „Liedern eines Kriegsgefangenen“ sind einige als „Nach Tyrtäus“, dem sagenhaften Dichter von Kriegsliedern im alten Sparta, bezeichnet.

lang auf einem abgetakelten Linienschiff gefangen hielt, obschon unsere Kost nicht schlechter als gewöhnliche Soldatenkost war, und man später sogar Jedem, der sich die Mittel dazu von zu Hause senden ließ, gestattete, gegen Ehrenwort und Kautions eines Kopenhagener Bürgers frei in der Hauptstadt zu leben. Die Füsilladen auf der Brigittenau, in Rastatt und Freiburg, die Exekutionen in Arad öffneten uns nachmals die Augen und ließen uns die Behandlung, welche uns in Dänemark widerfahren war, in milderem Lichte erscheinen.“ Für den jungen Strodthmann hatte sich damals der dänische Dichter *Carsten Hauch* verbürgt – und nun wissen wir auch, wieso die deutsche Übersetzung der „Polenlieder“ von Hauch in die „Lieder eines Kriegsgefangenen“ hineingekommen ist. Die Gärtnersfrau, bei der Strodthmann sich damals eingemietet hatte, behandelte ihn mit außergewöhnlicher Fürsorge und Freundlichkeit, da sie, wie sie sagte, sich denken konnte, „wie sehr das Gewissen einen armen jungen Menschen quälen muß, der sich von schlechten Leuten hat bereden lassen, die Waffen gegen seinen König und sein Vaterland zu führen.“ Er traf damals in Kopenhagen auch frühere Schulkameraden, die dort studierten. Diese machten ihn mit ihren dänischen Kommilitonen bekannt – „lauter prächtige junge Bursche, die, glühend von Patriotismus, mehrstentheils später als Freiwillige in die Armee eintraten, um das ‚deutsche Räuberpack‘ zu bekämpfen“. Das gab zuerst erbitterte Diskussionen, da sie aber meistens in Zänkereien ausarteten, einigte man sich dahin, nur literarische und philosophische Gespräche zu führen. Wer die strittigen politischen Fragen berührte, hatte eine „Strafbowle“ auszugeben. So muß Strodthmann jetzt bekennen, daß er im September 1848 „schiefer ungerne von Kopenhagen Abschied nahm“ und ihm später der dortige Aufenthalt „im Lichte der Erinnerung immer als einer der hellsten Glanzpunkte“ seines Lebens erschien. – Das klingt doch etwas anders als in den „Liedern eines Kriegsgefangenen“.

Natürlich hält Strodthmann bei seinem Bestreben, „daß das seit 1848 rauh zerschnittene Band geistigen Verkehrs zwischen Deutschland und dem skandinavischen Norden wieder angeknüpft werde“, an seinem deutschen Standpunkt fest, besonders in der schleswig-holsteinischen Frage. Zu dem § 5 des Prager Friedenstraktates, der eine Volksabstimmung im nördlichen Grenzgebiet vorsah, hat er seine eigene Meinung. Er weiß selbstverständlich, daß der nördlichste Teil Schlesiens dänischer Nationalität ist, und meint, daß dieser Tatsache Rechnung getragen werden muß. In rechtlicher Beziehung teilt er die deutsche Ansicht, daß der § 5 als Abmachung zwischen Preußen und Österreich keinen dänischen Anspruch begründe. Auch glaubt er, einsehen zu müssen, daß von Preußen-Deutschland niemals freiwillig eine Volksabstimmung – wegen ihrer Konsequenzen für andere nationale Minderheiten in Deutschland und Österreich – vorgenommen werden würde. Für eine gangbare und gute Lösung hält er es, wenn Preußen-Deutschland den nördlichen Teil Schlesiens freiwillig, sozusagen als Geschenk, Dänemark anbieten würde. Alsen und Sundewitt müßten aus strategischen Gründen, die leider nicht weiter erläutert werden, bei Deutschland

bleiben. – Ob ein solcher Vorschlag, wenn er ernstlich diskutiert worden wäre, Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, läßt sich heute schwer beurteilen. Auf jeden Fall wäre aber damit unserm Grenzland viel Leid erspart geblieben.

Das meiste aus dem Buch ist nur noch von geschichtlichem Interesse, abgesehen von Strodtmanns Beurteilung der damaligen dänischen Literatur, die auch heute wohl noch Gültigkeit hat. Bei der Schilderung der sozialen Verhältnisse in Dänemark, die damals alles andere als glänzend waren, lehnt er die Anfänge einer marxistisch beeinflussten Arbeiterbewegung ab. Kennzeichnend für ihn ist jedoch, daß er die Schikanen und Polizeimaßnahmen, mit denen man sie zu behindern versucht, noch schärfer verurteilt.

\*

Es ist gewiß sehr lückenhaft, was hier über Adolf Strodtmann berichtet werden konnte.<sup>10</sup> Das hat seine Gründe. Bei seinem Tode, am 17. März 1879, brachten große Zeitungen ehrende Nekrologe – heute verzeichnen vielbändige Lexika nicht einmal seinen Namen. Die Neugier, entfacht durch eine kurze Notiz in dem Verfasserverzeichnis der Anthologie „Von unten auf“ – ADOLF STRODTMANN, geb. 1829 in *Flensburg*, gest. 1879 in Steglitz – stieß nur durch Zufall auf Nachrichten über diesen fast vergessenen Landsmann. Am ergiebigsten waren die „Lebenserinnerungen“ von Carl Schurz, aber auch die „Dichterprofile“ brachten manche persönliche Erinnerungen. Daß diese zuverlässig waren, ließ sich am Fall Hebbel nachweisen, in dessen Briefen (von Richard Werner sehr sorgfältig herausgegeben), die an Strodtmann sich genau im gleichen Wortlaut wie bei ihm selbst finden.

Immerhin dürfte das Wenige schon genügen, einen menschlich liebenswerten Landsmann und seine Zeit in Erinnerung zu bringen. Schurz erwähnt ihn nie, ohne seinem Namen ein Beiwort wie der brave, der treue, der tapfere, der opfermütige, der kameradschaftliche o. ä. beizufügen. Ein so kantiger Charakter wie Friedrich Hebbel, der überdies noch politisch extrem gegensätzlich zu ihm steht, schätzt ihn persönlich so, daß er vor einer Reise nach England sich erbietet, für ihn dort gern etwas auszurichten, auch wenn es an Leute ist, die „auf dem Continent in contumaciam an den Galgen geschlagen oder in Gedanken geköpft sind“. Es ist etwas schon fast Rührendes um die Treue, die Strodtmann den ihm in mancher Beziehung überlegenen Kinkel und Schurz hält und sich auch noch zu Kinkel bekennt, als dessen Ruhm schon

---

<sup>10</sup> Worüber ich keine Klarheit bekommen konnte, waren die Eheverhältnisse Strodtmanns. Davon schweigen alle Quellen. In einem Brief Hebbels habe ich entdeckt, daß er um 1861 verheiratet gewesen sein muß. Spätere Schriften sind aus Steglitz, einmal „Selmas Villa“ und einmal „Wallys Villa“ datiert, danach scheint er zweimal verheiratet gewesen zu sein. In den „Gedichten“ ist ein Zyklus, dessen Abschnitte Irmgart, Maria, Sulamith, Käthchen, Wally und Selma gewidmet sind. Man könnte daraus einiges schließen, da aber für nichts eine Bestätigung zu finden war, habe ich die Sache umgangen. Die Maria könnte z. B. die Baronin von Bruiningk sein, der er zu Dank verpflichtet war. Sie war übrigens todkrank und wußte es und ist ein Jahr später gestorben, nicht ohne einigen der dagebliebenen Flüchtlinge eine namhafte Summe zu vermachen.

längst verblichen ist.

Die politischen Gedichte des jungen Adolf Strodtmann sind Zeugnisse der Begeisterung eines impulsiven Jünglings, der von der Aufgabe seiner Epoche gepackt ist, und haben als solche einen historischen Wert – mehr aber nicht. Ferdinand Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Georg Herwegh u. a. haben stärkere Töne gefunden, obwohl sie – wenn überhaupt – nur weiterleben in den Dichtungen, die nicht an die 1848er Zeit gebunden sind. Ein ganz bescheidenes Weiterleben fand Adolf Strodtmanns revolutionäre Poesie in den von sozialdemokratischen Verlagen herausgegebenen Anthologien „Stimmen der Freiheit“ und „Von unten auf“, und es ist sicherlich noch in der Weimarer Zeit manche Feier der Arbeiterschaft umrahmt worden durch die Rezitation des „Kasemattenparlaments zu Rastatt“ oder Shelleyscher Freiheitsgedichte in der Übersetzung von Strodtmann. Aber das, was Friedrich Hebbel ihm schrieb: „Ihr Talent ist ein echtes, nachhaltiges und wird sich bei Licht und Luft nicht bloß zu Ihrer eigenen Lust, sondern auch der Welt zum Nutzen entwickeln“, diese Voraussage erfüllte sich nicht, jedenfalls nicht, soweit es sich um eigenschöpferische dichterische Leistungen handelte. Hat es daran gelegen, daß ihn äußere Umstände, ein nie systematisch betriebenes Studium und der Zwang, sich ohne ein solches eine Existenz aufzubauen, daran hinderten, seine Gaben zu entwickeln? Oder war sein Talent so begrenzt, mangelte ihm, wie Schurz einmal sagt, die „Gedankentiefe“, etwas Großes zu schaffen?

Man möchte annehmen, daß Adolf Strodtmann, der in seinen Essays so manches treffende Urteil seiner Zeit vorwegnahm, einen solchen Mangel selbst empfunden hat. Es ist kennzeichnend für ihn, daß er dort, wo ihm diese „Gedankentiefe“ sozusagen vorgeliefert wurde, bei dem Übersetzen fremder Poesie, sein Bestes leistete. Seine Stärke war es nicht nur, tiefere Geister zu verstehen und in selbstloser Weise verständlich zu machen, sondern auch, fremder Poesie ein angemessenes Gewand in deutscher Sprache zu geben.

\*

Dürfen wir ihn als „Grenzlandmenschen“ einordnen, obwohl er von dem deutsch-dänischen Grenzgebiet nur seinen Ausgang nahm? Wahrscheinlich ist er der Extremfall eines solchen.

Statt von einer „Zweiströmigkeit“ möchte man bei Adolf Strodtmann besser von der Ambivalenz, der Doppelwertigkeit seiner Bindungen an das eigene und an das Nachbarvolk sprechen. Sie durchläuft, geschärft durch den Blick auf das Nachbarvolk, im Verhältnis zur eigenen Nation alle Stufen von emphatischer Begeisterung bis zu bitterster Kritik. Das Verhältnis zum Nachbarvolk entwickelt sich von militanter Auflehnung zu gerechter und billiger Beurteilung, von blinder Ablehnung zu einfühlendem Verstehen, und wegen dieser Entwicklung, die ihn dazu brachte, im deutschen Sprachgebiet dänisches Geistesleben bekanntzumachen, müssen wir ihn auch zu den Menschen rechnen, die für den Frieden in unserer Heimat gestrebt haben.



Am 13. November 1964 verstarb in Husum der Mitbegründer und langjährige Geschäftsführer des Grenzfriedensbundes

WALTER LURGENSTEIN  
MdL

Der Verstorbene hat in den langen Jahren seiner Tätigkeit entscheidend die Arbeit des Grenzfriedensbundes mitgestaltet. Wir verlieren in ihm einen Freund, der mit tiefem Verständnis an den Aufgaben des Grenzlandes mitarbeitete, und werden seiner stets in Dankbarkeit gedenken.

Die Gedanken wandern vier Jahrzehnte zurück, in die Mitte der zwanziger Jahre: Im Lindewitter Forst auf der schleswigschen Geest fand ein deutsch-dänisches Friedenstreffen statt, an dem auch eine Gruppe Flensburger und Husumer Arbeiterjugend teilnahmen. Unter den letzteren Walter Lurgenstein, der kurz vorher aus seiner rheinländischen Heimat in die „graue Stadt am Meer“ gekommen war.

Ich sehe ihn noch an der Spitze seiner Gruppe durch den Forst gezogen kommen. Ein Lied wurde gesungen, das er nach Husum mitgebracht hatte: „Wilde Gesellen, vom Sturmwind umweht...“, mit dem Refrain „... uns geht die Sonne nicht unter“. Es war ein Lied, typisch für die Jugend dieser Jahre und typisch für Walter Lurgenstein. Und so habe ich ihn gesehen durch die Jahrzehnte hindurch: ein Mensch, dem die Plackerei politischer Kleinarbeit mit ihrem Ringen um die Widrigkeiten des Lebens und die Unzulänglichkeit der Menschen und Dinge im Grunde nichts anhaben konnte, denn „... uns geht die Sonne nicht unter“.

Der junge Schneidergeselle von damals – Sohn eines Schriftsetzers, der es selber auch gerne geworden wäre – war schon „von Haus aus“ mit dem Denken und Tun der sozialistischen Arbeiterbewegung vertraut und von ihrem Wollen beeindruckt, aber ebenso und mehr noch von dem idealistischen Schwung der Jugendbewegung dieses Jahrzehnts zwischen 1920 und 1930, mit ihrem Glauben an das Gute im Menschen und an die Möglichkeit, eine neue Welt aus der Kraft der Arbeiterbewegung und der Jugendbewegung aufzubauen, und dem Bewußtsein, mit dem eigenen Tun und Lassen hierzu sein Teil beizutragen.

Wen wundert es, daß man auch „höheren Orts“ – sprich: Paul Dözl – den jungen Zuwachs aus Koblenz als einen Gewinn für die gemeinsame Sache empfand und ihn, soweit es bei den doch sehr begrenzten Voraussetzungen der damaligen Zeit möglich



war, nach Kräften förderte.

Wer will es heute, unter den so ganz anderen Verhältnissen, noch ermessen, was es für einen aufgeweckten und geistig aufgeschlossenen jungen Arbeiter bedeutete, ausgerechnet in der Zeit der „großen Krise“ der dreißiger Jahre das Glück zu haben, die erst seit kurzer Zeit bestehende Arbeiter-Volkshochschule Harrisleefeld besuchen zu dürfen – noch dazu unter einem Schulleiter, der Geist vom eigenen Geiste war.

Walter Lurgenstein hat immer und immer wieder betont, welche Bedeutung die Zeit in Harrisleefeld für ihn gehabt hat. Nicht umsonst ist er noch und noch dafür eingetreten, die Arbeiter-Volkshochschule wiedererstehen zu lassen – wenn auch, leider, mit negativem Ergebnis. Er zehrte bis zuletzt von dem dort erarbeiteten geistigen Fundament und war optimistischer als andere in seinem Glauben, daß eine Renaissance des Geistes dieser Zeit und dieser Schule möglich sei.

Wen wundert es da, daß die „tausend Jahre“ von 1933 bis 1945 ihm geistig nichts anhaben konnten und daß er, als es notwendig war, seine Berufsarbeit in den Dienst der Sozialdemokratie stellte, mit deren Streben er sein eigenes Leben identifizierte, und so Walter Lurgenstein in seinem Arbeits- und Lebenskreis zu einem lebendigen Symbol seiner Partei werden ließ. Durch sein ganzes Reden und Handeln schimmerte – bei allem gelegentlichen Unmut über die Misere des Tages – die Gläubigkeit seiner jungen Jahre ... „Und wenn uns auch Spötter und Speier verlacht, uns geht die Sonne nicht unter.“

Es erscheint so als eine Selbstverständlichkeit, daß er ein Vierteljahrhundert nach jenem deutsch-dänischen Treffen in Lindewitt zu den Mitbegründern des Grenzfriedensbundes gehörte, seinem Vorstand seitdem angehörte und nach dem Tode Detlef Hansens sein Geschäftsführer war. Wobei ihm – und das ist wiederum charakteristisch für ihn – die soziale Arbeit besonders am Herzen lag. Die Arbeit des Grenzfriedensbundes ordnete sich so organisch und folgerichtig in sein Gesamtstreben ein, in seine Arbeit für diejenigen, die „auf der Schattenseite des Lebens“ stehen. Aber bei allem Wissen um die Bürde des Alltags und seinem Streben, gerade hier Hilfe zu leisten, wußte er doch darum: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein!

Unvergeßlich ist mir hier eine Tischrunde zu mitternächtlicher Stunde im neugotischen Remter der Flensburger Marineschule – damals P. H. – aus Anlaß der ersten deutsch-dänischen Tagung des Grenzfriedensbundes im Jahre 1952. Walter Lurgenstein, der Dissident, und Dr. Besch, der Theologe, saßen mit anderen beim Wein und stritten über Gott und die Welt und den Sinn des Lebens. Sie saßen einmütig beieinander, der Wein beflügelte die Gedanken – ich habe aber nicht bemerkt, daß man sich einig wurde. So war sein Leben beschlossen zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, beschlossen im Ringen zwischen Ideal und Wirklichkeit.

Als wir uns nach der letzten Vorstandssitzung, an der Walter Lurgenstein teilnehmen konnte, vor dem Husumer Handwerkerhaus von ihm verabschiedeten, war er noch voller Hoffnung auf Besserung, und er war recht unmutig, daß die zunehmenden

Schmerzen ihm eine längere Pause in seiner Arbeit aufzwingen, eine Pause, von einigen Wochen, wie er damals noch meinte.

Es ist so ganz anders gekommen. Am Tage seines 58. Geburtstages wurde Walter Lurgenstein unter großer Anteilnahme in Husum, das ihm schon lange zur neuen Heimat geworden war, zu Grabe getragen. Der Grenzfriedensbund hat in dem Verstorbenen einen eifrigen Mitarbeiter und guten Freund verloren.

*Ernst Beier*

## UMSCHAU

---

### Wir wollen und müssen uns wiedertreffen

*Eine Stimme zum Verlauf der Zusammenkunft deutscher und dänischer Pädagogen in Flensburg*

Ein oder zwei Jahrzehnte sind doch etwas, auch in der Geschichte der Völker. Wer dabei war, als sich etwa hundert Lehrer von beiden Seiten der Grenze in Flensburg trafen, mußte annehmen, daß Treffen dieser Art bei uns seit langem üblich sind. Nein, sie sind es nicht; ein Redner bemerkte auch, daß man noch vor zehn Jahren an eine ähnliche Veranstaltung nicht habe denken können. Das stimmt! Wer unser Grenzland kennt, weiß das. Aber wie sie hier zusammensaßen, wie sie Gespräche miteinander suchten, wißbegierig fragten, einander ansahen und freundlich zutranken: da war von zurückhaltender Reserviertheit, von inneren Vorbehalten nicht viel zu spüren. Dank den Veranstaltern, die diese nützliche Begegnung herbeigeführt haben: Der Ablauf bewies, daß es an der Zeit war, so etwas zu tun, auch daß man es wieder tun sollte, nein: *muß*; denn Grenzen werden von innen her überwunden.

Der Tag begann in der Volksschule Ramsharde, in der Flensburger Vorstadt also, in einem alten Gebäude, das nicht eben zu den Prunkstücken moderner, großzügig angelegter Schulbauten gehört. Der in der Schule wirkende Geist war weit frischer, als die grauen Mauern vermuten ließen. Ein paar Stunden lang nahmen die Gäste – in Gruppen geteilt – Einblick in Unterrichtsformen und Arbeitsweisen, die sich in Deutschland allmählich durchsetzen:

die besondere Bildungsarbeit im neunten Schuljahr, das frei von der Bedrückung des Pensums sich übergreifender Themen widmen kann und zu

einem Jahr der Überleitung zur Arbeitswelt wird,  
die zeitweilige Auflösung der Jahrgangsklassen, um in ein paar Hauptfächern Leistungsgruppen zu gewinnen,  
die Einrichtung von Neigungsgruppen, die den speziellen Anlagen und Begabungen des Kindes Raum geben,  
und der Gruppenunterricht, der die dozierende Rolle des Lehrers einschränkt und den selbständigen Bildungserwerb des Schülers verstärkt.

„Der Schüler muß lernen, wie man lernt“, hieß es. Er soll erfahren, wo man Wissen findet, wie man es verarbeitet und anwendet. Wie nie eine Generation vor ihm wächst er in eine Umwelt hinein, die sich ständig und schnell verändert, und zwar nicht nur in der Produktionstechnik, sondern in allen Bereichen. Da genügt es nicht, den Bildungsgang nach der Übermittlung des herkömmlichen Schulwissens und einer ebenso traditionell ausgerichteten Lehrzeit abzuschließen, weil der junge Mensch damit ungerüstet bliebe für sein Leben. Zu dem Wissen gehört ein Können, zur Fertigkeit die Fähigkeit, Strukturen zu erkennen, im Wandel selber wandlungsfähig zu bleiben und den Bildungswillen lebendig zu erhalten, weil wir nur so eine Chance haben, die Zukunft – das Jahr 2000 – zu bewältigen.

Die Unterrichtsproben in der Ramsharde-Schule, die sichtbar ein Ausschnitt aus der Alltagsarbeit waren, zeigten, wie sich die Schule bemüht, neue Formen zu finden, um ihren Schülern Lebenshilfe zu geben. Rektor Schlüter gab anschließend einen Überblick über die Gedanken zur Schulreform in Deutschland und die notwendige Fortentwicklung unseres gesamten Bildungswesens.

Damit war Stoff gegeben für zahlreiche Tischgespräche und für die nachmittägliche Diskussion. Fragen wurden geklärt, Erläuterungen gegeben, Zweifel beseitigt, Verständnis geweckt. Und es muß gesagt werden, daß unsere dänischen Kollegen in ihrer melodischen Art, deutsch zu sprechen, sehr präzise und den Kern treffend zu fragen wußten.

Es folgten die Vorträge des Kopenhagener Rektors Poul Härtling und des Flensburger Bibliotheksdirektors Dr. Hans Peter Johannsen, die an anderer Stelle in diesem Heft abgedruckt sind. Dann war der Tag zu Ende. Aber niemand hatte das Gefühl, hier sei etwas abgeschlossen worden, das man nun ad acta legen könne. Im Gegenteil: Hier war ein Anfang gemacht worden. Wir haben uns über die Grenze hinweg noch mehr zu sagen. Wir wollen und müssen uns wiedertreffen. So war es denn ein ehrlich gemeintes „Auf Wiedersehen“, als wir auseinandergingen.

Auf Wiedersehen 1965 in Apenrade!

*Artur Thomsen*

# Am Anfang eines neuen Kapitels

*Zur Frage einer „untraditionellen Vertretung“ der deutschen Nordschleswiger nach dem Verlust des Folketingsmandats*

Wenn auch auf dänischer und auf deutscher Seite Einverständnis darüber besteht, daß nach dem Verlust des Folketingmandats eine Vertretung der Interessen der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig in einer anderen Weise möglich gemacht werden soll, so ist doch in bezug auf die Art und die Befugnisse einer solchen „untraditionellen“ Form der politischen Interessenvertretung trotz der bisher schon gepflogenen Aussprachen noch alles offen.

Zum Deutschen Tag 1964 in Apenrade hat eines der drei Mitglieder der deutschen Verhandlungskommission, Jes Schmidt, in einem Leitartikel des „Nordschleswiger“ den deutschen Standpunkt grundsätzlich dargelegt. Seine Ausführungen bringen wir ihrer Bedeutung wegen in nur wenig gekürzter Form.

\*

Mit dem Verlust der parlamentarischen Vertretung der deutschen Volksgruppe im Folketing begann ein neues Kapitel in der Nachkriegsgeschichte der Minderheit. Es handelt sich, was die Vertretung in Christiansborg anbetrifft, um das dritte Kapitel. Das erste umfaßte die schweren Jahre von der Dr.-Reuter-Wahl im Oktober 1947 bis 1953. Das zweite besteht aus den elf Jahren von 1953 bis 1964, in denen Hans Schmidt-Oxbüll als Abgeordneter der Schleswigschen Partei die Volksgruppe in Kopenhagen vertrat.

Was das dritte Kapitel bringt, gehört zu den Fragen, die noch offen sind. Die ersten Zeilen stehen jedoch schon auf dem Papier. Sie sind nicht nur von den Nordschleswigern, sondern auch von namhaften dänischen Politikern geschrieben worden. Schon in der Wahlnacht erklärten Staatsminister Jens Otto Krag, der „Oppositionsführer“ und Staatsminister a. D. Erik Eriksen sowie der konservative Wortführer Poul Möller, man strebe eine Regelung an, die eine angemessene und zweckmäßige Vertretung der deutschen Interessen in Kopenhagen ermögliche.

Die deutschen Vorstellungen über die künftige Vertretung des nordschleswigschen Deutschtums in Kopenhagen sind so eindeutig, daß es darüber eigentlich keine Unklarheiten geben dürfte.

*Im Vordergrund steht das Ziel der Wiedererlangung einer eigenen parlamentarischen Vertretung im Folketing. Die Minderheit kann darauf nicht verzichten, wenn sie politischen Einfluß auf den Gang der Dinge im Grenzland und auf die Entwicklung in Nordschleswig behalten will.*

Ob Dänemark bereit ist, genauso wie es die Bundesrepublik Deutschland und wie es das Land Schleswig-Holstein der dänischen Minderheit in ähnlicher Lage gegenüber

getan hat, der deutschen Volksgruppe den Weg durch Entgegenkommen im Wahlgesetz zu erleichtern, darüber werden die zweiten Kopenhagener Verhandlungen Aufschluß geben.

Fest steht, daß die deutschen Nordschleswiger lieber auf eine Lösung verzichten, als eine unbefriedigende Regelung anzunehmen. Eine reine Verwaltungslösung könnte zur Beisetzungsfür für die politischen Möglichkeiten der deutschen Minderheit werden.

*Neben der politischen Lösung auf weite Sicht besteht der naheliegende Wunsch nach einer Zwischenlösung bis zur nächsten Folketingswahl.*

Wie eine solche Zwischenlösung aussehen kann, dafür gibt es den schleswig-holsteinischen Präzedenzfall aus dem Jahre 1955. Die dänische Minderheit bekam damals, nachdem sie – wie am 22. September 1964 die deutsche Minderheit – von der Sperrklausel des Wahlgesetzes betroffen worden war, die Verlängerung des seit der Kieler Erklärung bestehenden Verständigungsausschusses mit Sekretariat sowie einen parlamentarischen Landtags-Ausschuß mit zwei dänischen Vertretern. Ob man hier von deutschen Vorleistungen sprechen will oder nicht, braucht nicht erörtert zu werden, auf jeden Fall darf man darin ein Beispiel sehen, wie man zu einer angemessenen und sinnvollen Zwischenlösung gelangen kann.

Zwingt das Angebot einer unbefriedigenden Regelung das nordschleswigsche Deutschtum dazu, auf eine Lösung zu verzichten, steht es vor der Aufgabe, eine ähnliche parlamentarische Durststrecke zu überstehen, wie wir sie bereits von 1947 bis 1953 erlebten. Man beschritt damals einen harten und auch schwierigen Weg, und es gehört Selbstbewußtsein, Selbstvertrauen und politische Willenskraft dazu, ihn erneut zu gehen. Es würde zweifelsohne nicht nur Erfolge, sondern auch bittere Enttäuschungen bringen, wie sie uns bei den Wahlen zwischen 1947 und 1953 beschert wurden. Auf der anderen Seite brächte er den Vorteil eines klaren politischen Zieles, nämlich des Ringens um das politische Mitbestimmungsrecht im Grenzland.

Fragt man sich, ob die deutschen Nordschleswiger hinreichend politisches Stehvermögen besitzen, um einen solchen Kampf auf sich zu nehmen, so drängen sich die Vergleiche mit den politischen Bewährungsproben der Zeit nach 1920 und nach 1945 auf. Man bewältigte sie unter Umständen, die zum Teil schwieriger waren als heute.

Eine Voraussetzung dafür ist natürlich, daß man das nordschleswigsche Deutschtum von Deutschland aus moralisch und materiell in demselben Umfang unterstützt und fördert, wie umgekehrt Dänemark der dänischen Minderheit in Schleswig-Holstein Rückhalt gibt. Entscheidend würde allerdings der Wille zur politischen Behauptung sein. Ist er nicht vorhanden, täte man am besten daran, lieber heute als morgen mit dänischen Parteien über die eventuelle Aufstellung von deutschgesinnten Kandidaten auf den dänischen Parteilisten zu verhandeln. Das wäre dann das Ende einer eigenständigen deutschen Politik in Nordschleswig.

So gesehen, steht das nordschleswigsche Deutschtum am Anfang eines neuen

Kapitels seiner Nachkriegsgeschichte vor schwerwiegenden Entscheidungen. Sie können nur auf breiter Grundlage gefällt werden.

Das Problem der parlamentarischen Vertretung der Minderheiten berührt natürlich auch, allgemein gesehen, die deutsch-dänischen Beziehungen. Eine gewisse Rolle darf man sicherlich dem Grundsatz einer bedingten Gegenseitigkeit beimessen. Es ist in diesem Zusammenhang ebenfalls von einer „Verlängerung“ der Kopenhagener und der Bonner Erklärung im Rahmen deutsch-dänischer Absprachen gesprochen worden. Man tut sicherlich gut daran, diese Gesichtspunkte in Rechnung zu stellen.

Die Entscheidung und letzte Verantwortung liegt jedoch in Nordschleswig. Sie muß von den deutschen Nordschleswigern selbst getroffen werden. Je größer die Einmütigkeit ist, die man dabei über alle vorhandenen Meinungsunterschiede und Denkrichtungen hinweg an den Tag legt, desto größer sind die Aussichten für künftige positive Entwicklungen.

\*

Zum Stand der Verhandlungen schrieb der „Nordschleswiger“ am 2. Dezember: Politiker und Zeitungen äußerten sich in den letzten Tagen mehrfach über den Gang der Verhandlungen zwischen Regierung und Folketings-Fraktionen über die künftige Vertretung der deutschen Minderheit in Kopenhagen. Was dazu gesagt und geschrieben wurde, war z. T. widersprüchlich und sicherlich unvollständig.

Von deutsch-nordschleswiger Seite ist dazu nicht Stellung genommen worden. Das ist auch schon aus dem Grund nicht zu erwarten, da die Regierung noch keine neuen offiziellen Schritte unternommen hat, die Minderheit über den Stand der Dinge zu informieren. Eine deutsche Reaktion steht also erst zu erwarten, wenn eine offizielle Stellungnahme der Regierung vorliegt.

Was in Reden und Zeitungsmeldungen bisher über die Pläne der Parteien hinsichtlich einer deutschen Vertretung in Kopenhagen vorgebracht worden ist, läßt jedoch nicht ohne weiteres Gutes erwarten. Vor allem hat es den Anschein, als laufe die Tendenz darauf hinaus, zunächst einen Ausschuß zu bilden, nicht aber zugleich politische Lösungen zu schaffen. Einige Kreise wollen es offensichtlich dem Ausschuß überlassen, sich nicht nur mit der Pensionsfrage, sondern auch mit dem Problem der künftigen politischen Möglichkeiten zu befassen. Eine solche Tendenz steht in offensichtlichem Widerspruch zu den von deutscher Seite auf dänischen Wunsch hin vorgetragenen Anregungen.

## Aus der Arbeit des Grenzfriedensbundes

Die vom Grenzfriedensbund im Zusammenwirken mit Dansk Lærerforening und der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft am 26. Oktober 1964 in Flensburg durchgeführte Zusammenkunft deutscher und dänischer Lehrer von beiden Seiten der Grenze hat bei allen Beteiligten ein überaus lebhaftes Interesse und ungeteilte Zustimmung gefunden. Die Wiedergabe der Vorträge und ein Bericht von der Tagung sind auf den Seiten 193 ff. und 248 zu finden.

Zum diesjährigen Deutschen Tag des Bundes deutscher Nordschleswiger am am 7. und 8. November in Apenrade hat Dr. H. P. Johannsen den Festvortrag des Sonntagnachmittags gehalten mit dem Thema: „Unser Grenzland Schleswig – heute und morgen“.

Zur Einweihung des neuen Heims der deutschen Studenten in Kopenhagen überbrachte Dr. Johannsen die Grüße des Grenzfriedensbundes und der anderen deutschen Grenzverbände.

„Anmerkungen zur Schleswigfrage aus der Sicht der Volkshochschule“ war das Thema eines Vortrages, den Dr. Johannsen am 27. November in der Volkshochschule Süderbrarup gehalten hat.

Ein deutsch-dänisches Jugendtreffen veranstaltete der Landesverband Schleswig-Holstein der Jungsozialisten Anfang November in der Flensburger Jugendherberge, an dem Vertreter aus allen Kreisen des Landes und der

nordschleswigschen Gruppen von Dansk Socialistisk Ungdom teilnahmen. Auf dem Treffen sprach Ernst Beier über das Thema „Deutschland und der Norden“, in dessen Mittelpunkt besonders das Verhältnis der Arbeiterbewegung beider Länder zueinander stand.

Für Weihnachtsbeihilfen an Bedürftige des Grenzlandes konnte der Grenzfriedensbund in diesem Jahre insgesamt 18 095 DM zur Verfügung stellen. Die Verteilung erfolgte über 32 Ortsvereine und Kreisverbände der Arbeiter-Wohlfahrt, 8 Kreisjugendringe, 4 Schulen und 2 Ortsgruppen des Grenzfriedensbundes. Soweit der Geschäftsstelle bekanntgeworden ist, veranstalten die AWO Flensburg-Stadt, die Ortsvereine Tönning, Husum, Niebüll, Lindholm und Maasholm aus Anlaß des Weihnachtsfestes Altenfeiern.

Im Grenzfriedensheft 3/1964 ist der Bericht „Ein Nordfriisk Instituut wurde gegründet“ durch ein Versehen leider H. R. Jö. gezeichnet worden. Der Verfasser ist aber V. Tams Jörgensen, es hätte also V. T. Jö. heißen müssen.